



universität  
wien

# Diplomarbeit

Titel der wissenschaftlichen Arbeit

„Frauen im Austrofaschismus – Rückschritt, Stillstand,  
Fortschritt? Eine Suche in der Stadt und auf dem Land“

Verfasserin

Christine Schaunig

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:  
Studienrichtung lt. Studienblatt:

Betreuer:

A 190 313 344  
Lehramtsstudium UF Geschichte, Sozialkunde,  
Politische Bildung und UF Englisch  
ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Karl Vocelka

<b>1. Vorwort</b> .....	<b>4</b>
<b>2. Einleitung</b> .....	<b>4</b>
<b>3. Ausgangsthesen</b> .....	<b>7</b>
<b>4. Allgemeiner Überblick</b> .....	<b>8</b>
4.1 Zur Begriffsdefinition und Einleitung in den Zeitabschnitt .....	8
4.2 Veränderungen für Frauen im Austrofaschismus.....	12
4.3 Organisationen von Frauen .....	18
4.4 Der Muttertag.....	34
4.5 Erziehung der Frauen im schulischen Bereich.....	38
<b>5. Frauenbiografien</b> .....	<b>41</b>
<b>6. Künstlerinnen</b> .....	<b>41</b>
6.1 Greta Freist.....	42
6.2 Hilde Spiel.....	45
6.3 Nora Gregor.....	50
<b>7. Politikerehefrauen</b> .....	<b>53</b>
7.1 Malvine Fey.....	54
7.2 Alwine Dollfuß.....	57
7.3 Herma Schuschnigg.....	60
7.4 Leopoldine Miklas .....	65
<b>8. Frauen in der Politik</b> .....	<b>69</b>
8.1 Fanny Starhemberg.....	69
8.2 Alma Motzko.....	73
<b>9. „Verbotene“ Frauen</b> .....	<b>76</b>
9.1 Amalie Seidel.....	77
9.2 Adelheid Popp .....	80
9.3 Emmy Freundlich .....	83
9.4 Anna Boschek.....	86
<b>10. Frauen in der Stadt</b> .....	<b>91</b>
10.1 Ella Schapira.....	91
10.2 Exkurs: Antisemitismus und Haltung zum Judentum.....	95
10.3 Mathilde Hanzel-Hübner.....	99
10.4 Adolfine Schumann.....	101
<b>11. Frauen auf dem Land</b> .....	<b>104</b>
11.1 Mägde.....	106
11.2 Bäuerinnen .....	109

<i>11.3 Maria Gremel</i> .....	110
<i>11.4 Katharina Gassler</i> .....	113
<b>12. Thesenreflexion, Schlusswort und Ausblick</b> .....	<b>115</b>
<b>13. Bibliographie</b> .....	<b>121</b>
<b>Abstract</b> .....	<b>130</b>
<b>Curriculum Vitae</b> .....	<b>131</b>

## **1. Vorwort**

Danken möchte ich zuallererst meinem Diplomarbeitsbetreuer a.o. Univ. Prof. Dr. Karl Vocelka für seine immerwährende Geduld, seine Unterstützung, seine sehr wichtigen Anregungen und nicht zuletzt für seine Flexibilität im doch länger andauernden Entstehungsprozess dieser Arbeit, außerdem dafür, dass er als Lehrender für mich immer Vorbildfunktion haben wird. Danken möchte ich auch meinen Eltern, die mich im Laufe meines Studiums immer in allen Belangen unterstützt haben, keinerlei Druck auf mich ausübten und mir somit einen Reifeprozess ermöglichten, den ich unter anderen Umständen nicht hätte durchmachen können. Ihnen verdanke ich, dass ich tatsächlich studieren konnte, nicht nur ein Studium absolvierte und ihnen möchte ich diese Arbeit von ganzem Herzen widmen.

## **2. Einleitung**

Das Thema meiner Diplomarbeit, „Frauen im Austrofaschismus“, soll an Hand eines kurzen geschichtlichen Überblicks dieser Zeit und einiger damit in Zusammenhang stehender Frauenportraits illustriert werden. Diese Biografien stammen zum einen Teil aus der Stadt und zum anderen Teil vom Land, wobei auf Grund der Lebensbeschreibungen und der Fülle an Informationen der städtische Bereich wesentlich überwiegen wird. Durch die einzigartige Rolle Wiens als Großstadt in der Zwischenkriegszeit muss ein sehr deutlicher Unterschied zu den Lebens- und Arbeitsverhältnissen, besonders aber auch zu den politischen Ideen und der Diskrepanz zwischen dem Roten Wien (das während des Austrofaschismus de facto zu existieren aufhören musste, in seinen Institutionen aber theoretisch weiterlaufend vorhanden war) und den zum Teil extrem klerikalen und Christlichsozialen Bundesländern hervorgehoben werden. Eine klare Differenzierung zwischen Stadt und Land ist besonders in diesem kurzen Zeitraum zu suchen, zumal die Politik sich weniger auf den ländlichen Bereich konzentrierte.

Einleitend soll in einem ersten, allgemeinen Teil der Zeitraum des Austrofaschismus beleuchtet werden, ein geschichtlicher Abschnitt, dessen Diskussion und Bedeutung in Österreich nach wie vor eine äußerst umstrittene Thematik darstellt. Die Geister scheiden sich hier bereits an der Definition des Wortes Faschismus, zumal es zu dieser Zeit in den

umliegenden Ländern ebenfalls Faschismen gab, die sich aber vom speziellen, österreichischen Fall unterschieden, wie sie sich auch untereinander nicht immer vergleichen ließen. Die ebenfalls gebräuchliche Definition des „Ständestaates“ für denselben Zeitraum ist durchaus häufig zu finden. Diese Begrifflichkeiten bedürfen daher einer näheren Erläuterung im Verlauf der Darstellung.

Anschließend folgt ein kurzer Überblick über die Veränderungen für Frauen, die dieses neue Regime erst unter Dollfuß, dann unter Schuschnigg mit sich brachte. Es ergaben sich eben Fortschritte, Stillstände beziehungsweise Rückschritte, weil die erneuerten, an sich aber als veraltet anzusehenden Umstände dazu zwangen. Danach wird an Hand verschiedener Persönlichkeiten ein kurzer Abriss über Leben und Verhältnisse einiger Frauen gegeben, deren Biografien je nach Herkunft und Lebensmittelpunkt sehr unterschiedlich sind. Diese Auswahl ist sehr subjektiv und versucht, Unterschiede in einigen greifbaren Schichten der Gesellschaft zu verdeutlichen. Was war also für jede einzelne dieser Frauen in ihrem Leben wichtig, und wie sehr nahmen Politik und veränderte äußere Umstände Einfluss auf den Alltag, besonders in einem solch kurzen Abschnitt wie diesem.

Warum habe ich gerade an dieser Zeit ein besonderes Interesse entwickelt? Warum schreibe ich nicht über Frauen oder Frauenbilder im Nationalsozialismus, wenn es doch zu diesem Themenbereich wesentlich mehr Material und wohl auch weniger gespaltene Meinungen in der politischen Parteienlandschaft Österreichs gibt? Daher sehe ich es als große Herausforderung und auch als meine Aufgabe, einen in der Geschichtsschreibung umstrittenen Zeitabschnitt zu behandeln und einzelne problembehaftete Thematiken aufzugreifen. Ein erster, simpler Grund für meine Motivation findet sich in der Übersättigung, die es meines Erachtens in der Aufarbeitung des Nationalsozialismus gibt. Zwar finden sich zur Frauengeschichte im Austrofaschismus auch einige sehr gehaltvolle, wenn auch leider wenige Arbeiten, Artikel und Publikationen, für die ich im Nachhinein sehr dankbar bin. Jedoch kann der vorhandene Stoff dieser kurzen Periode auf keinen Fall mit der Materialfülle, die es für die Zeit des Nationalsozialismus gibt, verglichen werden.

Ein zweiter Grund ist für mich, dass ich die Zwischenkriegszeit in Österreich immer schon als eine der interessantesten Epochen wahrgenommen habe, möglicherweise auch aus dem einfachen Anlass, dass ich sehr häufig das Empfinden einer historischen „Unterbeleuchtung“ hatte, sofern es so etwas gibt. Die Entwicklungen vor dem Dollfuß-Regime in der Ersten

Republik bieten mir als Historikerin auch sehr viele spannende und vorausweisende Ereignisse, die dann häufig Rückschlüsse auf die Entwicklungen im Austrofaschismus zulassen. Als Beispiel sind die männerdominierten Verbände des Schutzbundes wie auch der Heimwehr zu nennen, die ja nicht erst im Jahr 1934 in Erscheinung traten, sondern bereits vorher eine wichtige Rolle spielten.

Als einen weiteren, dritten Grund möchte ich die Erfahrungen im Geschichteunterricht mit dieser Zeit nennen, denn im Unterricht mit Schülerinnen und Schülern diesen Abschnitt der Zeitgeschichte zu behandeln, hat mir (gemeinsam mit meinem damaligen Team) viel Freude bereitet und war ein wirklich spannendes Praktikum, sowohl in der Vorbereitungsphase als auch im Unterrichtsgeschehen selbst.

Darum wusste ich, dass ich mit diesem Zeitabschnitt sehr gerne intensiver arbeiten würde, um manch oberflächliches Wissen tieferen Strukturen zuführen zu können. Eine letzte Frage, die in der Einleitung noch kurz angesprochen werden soll: warum Frauen? Aus der weiblichen Sicht zu einem Thema zu arbeiten, das sich zu einem großen Teil mit dem eigenen Geschlecht beschäftigt, stellt eine gute Ausgangssituation dar, genauso wie eine besser mögliche, wenn auch nur teilweise Identifikation mit dieser Thematik durch die eigene Weiblichkeit. Darüber hinaus erachte ich Lebensgeschichten als äußerst reizvoll, auf Grund ihrer Individualität, aber auch wegen der möglichen Parallelen, die sich ziehen lassen, und in denen sich auch die Leserin oder der Leser finden kann. Aus allen genannten Gründen habe mich für dieses Thema entschieden. Ferner schreiben Wolfgang Neugebauer und Emmerich Tálos bereits im Vorwort des von ihnen herausgegebenen Bandes „Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur“, dass es bis zum Erscheinen jenes Bandes eine „in der Forschung weitgehend ausgeblendete Thematik der Frauen diskriminierenden Konstruktion“ diese Zeit betreffend gab. Generell kann auch die gängige Floskel eingebracht werden, dass Frauen in der Geschichtsschreibung nach wie vor unterrepräsentiert sind, obwohl sich hier bereits in der kurzen Periode meines Studiums ein Wandel vollzogen hat. Im Ergebnis soll diese Arbeit einen kleinen Beitrag zu weiteren Denkanstößen in der Frauengeschichte liefern und auch meinen zukünftigen Schülerinnen und Schülern die Grundlage für neue Projekte bieten, wenn wir uns im Unterricht dieser Zeitperiode annähern und uns damit befassen.

### 3. Ausgangsthesen

Vorab möchte ich folgende Thesen aufstellen:

- Für Frauen, die in künstlerischen Bereichen tätig sind, ergeben sich kaum Veränderungen.
- Für Frauen in der Politik gibt es sehr wohl einschneidende Änderungen, da die Sozialdemokratie verboten wird.
- Ehefrauen von Politikern engagieren sich kaum politisch, sondern widmen sich stark sozialen und karitativen Einrichtungen.
- Frauen auf dem Land sind größtenteils zu sehr in ihre wirtschaftlichen Strukturen eingebunden. Ihr Interesse an Politik und den politischen Zuständen im Land ist nicht besonders groß, wichtiger ist für sie Leben und Überleben.
- Weibliche Angestellte in der Landwirtschaft haben im Austrofaschismus wenig Zugang zur und noch weniger Interesse an Politik, da zumeist nur das nackte Überleben im Vordergrund steht.
- Berufstätige Frauen in der Stadt erfahren auf Grund des Doppelverdienergesetzes eine Benachteiligung.

## 4. Allgemeiner Überblick

### 4.1 Zur Begriffsdefinition und Einleitung in den Zeitabschnitt

Die Zeit des Austrofaschismus, die es einzugrenzen gilt, ist durch einzelne Daten, die die Eckpunkte markieren sollen, in dieser nun vorliegenden Arbeit folgendermaßen definiert: von der Ausschaltung des Nationalrates am 4. März des Jahres 1933 mit dem Rücktritt der drei Nationalratspräsidenten über das Verbot der Sozialdemokratie im Februar des darauffolgenden Jahres bis hin zur Maiverfassung von 1934 ist diese Periode als eine Übergangsphase anzusehen. In dieser sollte sich nach und nach herauskristallisieren und langsam manifestieren, was sich die zu diesem Zeitpunkt noch Christlichsoziale Partei (CSP) und deren verlängerter Arm, die paramilitärische Bewegung der Heimwehr, für die Zukunft vorstellten. In der Forschung wird in Bezug auf diesen Strukturwandel zuerst von einer Latenzphase von 1932 bis März 1933 und danach von einer Übergangsphase von März 1933 bis Mai 1934 gesprochen.<sup>1</sup>

Zeitlich abgesteckt ist die untersuchte Periode also nun von 1933, wobei der oben erläuterte Latenzzeitraum teilweise inkludiert werden muss, bis zum März 1938, dem Anschluss an Deutschland.

Die Regierung unter Engelbert Dollfuß hatte schon mit ihrem Amtsantritt 1932 begonnen, „die parlamentarische Demokratie sukzessive“<sup>2</sup> zu zerstören und dachte bereits an, mit der Errichtung eines neuen Systems eine beständige Alternative zur vorhandenen parlamentarischen Demokratie zu schaffen. Es „gewann [...] immer mehr die Vorstellung an Boden, daß Parlament und Parteien keine tauglichen Instrumente seien [...]“<sup>3</sup> und die Lösung für alle vorhandenen Probleme, wie die massive Arbeitslosigkeit und die konstante Verschlechterung des staatlichen Budgets, nicht im Fortbestand des vorhandenen politischen Systems gefunden werden konnte. Die Regierung selbst musste also gestärkt werden, während gleichzeitig aber im Gegenzug die gegnerischen Parteien und das Parlament geschwächt und eingeschränkt, oder bestenfalls gleich entfernt werden sollten. Die Errichtung

---

<sup>1</sup> Talós, Emmerich, Manoschek, Walter. Zum Konstituierungsprozeß des Austrofaschismus, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 6-25, hier S. 6.

<sup>2</sup> Staudinger, Anton. Austrofaschistische „Österreich“-Ideologie, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 28-52, hier S. 28.

<sup>3</sup> Talós, Manoschek. Konstituierungsprozeß, S. 13.

einer österreichischen Diktatur war nicht erst seit März 1933 angedacht, sondern in Christlichsozialen Kreisen bereits davor thematisiert worden, ohne dass man jedoch ein tatsächliches Konzept dafür besaß.<sup>4</sup> Ein Großteil der Christlichsozialen Partei hatte den Glauben an die parlamentarische Demokratie verloren,<sup>5</sup> weil einerseits die Demokratie selbst auch noch sehr jung war und alteingesessenen Politikern kaum ausreichende Lösungen offerierte, und andererseits immer mehr potentielle Wählerschaft abhanden zu kommen drohte. Die Krise, die sich zu Beginn der 30er Jahre bot, war nicht nur eine Identitätskrise des neuen Österreich, sondern auch eine politische, finanzielle und wirtschaftliche Misere eines kleinen Staates. Als Voraussetzung für die angedachte Neuordnung der politischen Verhältnisse muss die Gründung der Vaterländischen Front (VF) 1933 gesehen werden. 1934 wurde die Christlichsoziale Partei aufgelöst, doch durch die bereits vorhandene VF änderte sich nicht sehr viel an der Zusammensetzung der Machthaber, die alle anderen Parteien und Organisationen verboten<sup>6</sup>, ausschalteten oder auflösten<sup>7</sup> und sich selbst in die VF so integriert hatten, dass nicht viel Unterschied zu der augenscheinlich veränderten Situation zu erkennen war, was die ehemaligen Christlichsozialen Politiker betraf. Am 8. April 1934 wurde von einer außerordentlichen Generalversammlung der CSP der geschlossene Übertritt zur VF beschlossen, da sie ohnehin als Sammelbecken für alle regierungstreuen Kräfte galt.<sup>8</sup> Zwei Jahre später, 1936, wurde die Heimwehr aus der Regierung ausgegliedert und ebenfalls in die VF eingegliedert.<sup>9</sup> Der VF fehlte jedoch über den Zeitraum ihres Bestehens die politische Dynamik, die sich in anderen Faschismen sehr wohl fand. Trotz hoher Mitgliederzahlen war die VF ein „staatlicher Protektionsverein“<sup>10</sup>, unterstützt von Polizei, Heer und einer Gegenwehr zum Nationalsozialismus in Form der Heimwehr. Der Ständestaat wurde zwar immer als individueller Staat gesehen, der aber trotzdem immer Teil einer größeren, deutschen und europäischen Idee war. Es gab ein klares Bekenntnis zum katholischen Deutschtum, gleichzeitig aber die scharfe Abgrenzung zum Nationalsozialismus. Die

---

<sup>4</sup> Lehner, Oskar. Österreichische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte mit Grundzügen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Linz, 2002) S. 312.

<sup>5</sup> Hanisch, Ernst. Der Politische Katholizismus als ideologischer Träger des „Austrofaschismus“, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 68-86, hier S. 73.

<sup>6</sup> Die Nationalsozialisten erhielten ein Betätigungsverbot, die Kommunistische Partei wurde ebenfalls verboten.

<sup>7</sup> Der Republikanische Schutzbund, die wehrverbändische Organisation der Sozialdemokratie, wurde beispielsweise bereits im März 1933 verboten und aufgelöst und war somit nicht mehr als sichtbare Gefahr und Gegner für die Heimwehr präsent. Darüber hinaus wurden die Maifeiern verboten und so der Sozialdemokratie immer mehr der Boden unter den Füßen weggezogen.

<sup>8</sup> Enderle-Burcel, Gertrude. Christlich-Ständisch-Autoritär. Mandatare im Ständestaat 1934-1938 (Wien, 1991) S. 8.

<sup>9</sup> Hanisch, Ernst. Österreichische Geschichte 1890-1990. Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert (Wien, 2005) S. 314.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 312.

katholischen, deutschen Österreicher würden „kulturell angeblich höher stehen“<sup>11</sup> als die nationalsozialistischen, deutschen Deutschen. Wichtig war die Präsentation einer eigenen und differenzierten, wenngleich in einigen Punkten mit anderen faschistischen Systemen übereinstimmenden Ideologie. Ein wesentliches Merkmal des Austrofaschismus war die ganz eindeutige Zustimmung zu Österreich; ein plötzlich neuaufkeimender Patriotismus erwachte. Dieser sollte ein klares Gegenstück zur bereits oben erwähnten Krise darstellen. Dieser Patriotismus in einer Phase wirtschaftlicher Stagnation konnte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die nun nicht mehr vorhandene Demokratie und das ständestaatliche System von Beginn an zum Scheitern verurteilt waren.

Der Begriff des Ständestaates ist nun zuallererst als Begrifflichkeit der damaligen Jahre zu erkennen und zu verstehen. So bezeichnete das herrschende Regime seine eigene Idee eines neuen Staatskonstruktes, und das Wort Ständestaat blieb für viele Jahre nach Ende desselben noch dominant, sowohl im Schulunterricht als auch in der Literatur. Das ständische System war per definitionem falsch, denn es gab niemals die sieben Stände, die man sich vorgestellt hatte. Ständestaat war also nur ein Konstrukt, das ohnehin zu Fall kommen musste. Ernst Hanisch<sup>12</sup> schreibt dazu, dass der Ständestaat an der Realität scheiterte, weil der Ausbau der Stände misslang.<sup>13</sup> Insgesamt wurden nur zwei der sieben angedachten Berufsstände durchgesetzt, und zwar der öffentliche Dienst und die Land- und Forstwirtschaft.<sup>14</sup> Der Bund der österreichischen Frauenvereine forderte außerdem eine individuelle Interessenvertretung der Hausfrauen. Neben den vorgesehenen sieben berufsständischen Gruppen sollte es eine eigene Hauswirtschaftskammer geben.<sup>15</sup> Da es aber nicht einmal möglich war, die sieben Stände durchzusetzen, war es noch viel weniger denkbar, diese Hauswirtschaftskammer einzuführen. Das Regime hatte durch die Jahre seiner Existenz hindurch sehr damit zu

---

<sup>11</sup> Staudinger, Anton. „Österreich“-Ideologie, S. 48.

<sup>12</sup> Ernst Hanisch kommt aus dem katholischen Milieu. Dies wird auch in seinen Ausführungen immer wieder deutlich. Er vertritt meines Erachtens einen wesentlich gemäßigteren Zugang zum Austrofaschismus als viele Historikerkolleginnen und -kollegen. Vgl. dazu seine Einleitung und Positionierung zum Sammelband Österreichische Geschichte 1890-1990, S. 16 wie auch seine Aussage, der Austrofaschismus wäre zunächst ein „linker Kampfbegriff“ gewesen, bis er sich dann als Dogma der Linken und Liberalen durchsetzte, während die Bezeichnung „Christlicher Ständestaat“ eher konservativen Gruppierungen zuzurechnen ist. Vgl. dazu Hanisch, Ernst. „Christlicher Ständestaat“ und autoritäre/faschistische Systeme, in: Drobesh, Werner, Stauber, Reinhard, Tropper, Peter G. (Hrsg.). Mensch, Staat und Kirchen zwischen Alpen und Adria 1848-1938. Einblicke in Religion, Politik, Kultur und Wirtschaft einer Übergangszeit (Klagenfurt, Laibach, Wien, 2007). S. 177-181, hier S. 177.

<sup>13</sup> Hanisch, Ernst. Österreichische Geschichte 1890-1990, S. 83.

<sup>14</sup> Ebenda, S. 316. und Talós, Emmerich, Manoschek, Walter. Aspekte der politischen Struktur des Austrofaschismus: (Verfassungs-)Rechtlicher Rahmen-politische Wirklichkeit-Akteure, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 124-160, hier S. 138.

<sup>15</sup> Talós, Emmerich, Manoschek, Walter. Aspekte der politischen Struktur, S. 137.

kämpfen, sein eigenes Bestehen zu sichern, die Sorgen und Forderungen der Frauen hatten hier also keinen Raum. Mit der Maiverfassung 1934 wurden die Rechte der Frauen, die in jahrzehntelanger Arbeit hart erkämpft worden waren, neuerlich beschnitten. Die Frau als Person sollte keinerlei Funktion ausüben. So ist in Bezug auf Frauenfragen nicht einmal von einem Stillstand zu reden. Rückschrittliches und konservatives Denken stand im Vordergrund und verhinderte fortschrittliches Begreifen und Erfassen neuer Situationen.

Zur Begriffsdefinition muss unbedingt noch die Unterscheidung zwischen den einzelnen Faschismen erwähnt werden. Ernst Hanisch beispielsweise geht nicht von einem komplett faschistischen System aus.<sup>16</sup> Er verwehrt sich also gegen einen reinen Faschismus, er spricht von „Imitationsfaschismus“, einem „faschistisch verkleidete[n] Regime“ beziehungsweise einer „halbfaschistische[n] autoritäre[n] Diktatur“,<sup>17</sup> weil der Austrofaschismus nicht alle Merkmale aufzuweisen hatte, die sich in den anderen Faschismen fanden. So fehlten beispielsweise der Expansionsgedanke, die sehr positive Bewertung von Krieg außerhalb der eigenen Strukturen, und auch die extreme Verherrlichung der Jugend.<sup>18</sup> Eine Gemeinsamkeit der unterschiedlichsten Faschismen dieser Zeit war zweifelsohne ein außer- wie auch gleichzeitig antiparlamentarisches Element, welches in Österreich definitiv existierte. In der allgemeinen Literatur zum Faschismus findet sich auch zumeist nur die parallele Erwähnung der Faschismen Hitlers und Mussolinis, während der Austrofaschismus als eine Art des Klerikalfaschismus eine nicht so weitreichende Bedeutung hatte.<sup>19</sup> Für Stanley Payne stellt der Austrofaschismus eine der vier Hauptvarianten des Faschismus dar, zusammen mit Spanien, Ungarn und Rumänien. Diese liefen zum Teil parallel zu den beiden faschistischen Regimen, die historische Bedeutung erlangten, nämlich Deutschland und Italien. Das österreichische Phänomen bezeichnet er lediglich als „autoritären Nationalismus“, der sich mit betont „katholischen und abendländischen“ Elementen im Gegensatz zu den „heidnischen und rassistischen nationalsozialistischen“ Werten von den anderen Formen abzugrenzen suchte.<sup>20</sup> Dass aber eben die österreichische Form des Faschismus wiederum Merkmale aufwies, die sich so nicht in den anderen Ländern, die im selben Atemzug genannt wurden, finden, schlägt sich heute im Namen nieder. Der Austrofaschismus ist eine Österreich zuzuschreibende kurze Zeitperiode mit bestimmten Eigenheiten. Doch die Ziele, mit denen

---

<sup>16</sup> Hanisch, Ernst. Der politische Katholizismus, S. 69. und Hanisch, Ernst. Österreichische Geschichte 1890-1990, S. 311 ff.

<sup>17</sup> Hanisch, Ernst. Österreichische Geschichte 1890-1990, S. 313.

<sup>18</sup> Payne, Stanley. Geschichte des Faschismus. Aufstieg und Fall einer europäischen Bewegung (Wien, 2006) S. 15.

<sup>19</sup> Laqueur, Walter. Faschismus. Gestern Heute Morgen (Berlin, 1997) S. 10 ff.

<sup>20</sup> Payne, Stanley. Geschichte des Faschismus, S. 308.

sich mehrere faschistische Bewegungen identifizierten, gab es auch in Österreich. Mit dem Errichten eines undemokratischen, nationalistischen, katholischen, autoritären Systems gingen die versuchte Massenmobilisierung, Militarisierung des politischen Stils, Hervorhebung der Wichtigkeit von Massenversammlungen, Symbole zur Identifikation, eine verstärkte Betonung männlicher Herrschaft, eines maskulinen Prinzips und einer negativen Einstellung zu Liberalismus und Kommunismus einher.<sup>21</sup> Trotz kontroverser Forschungsmeinungen soll hier also weiterhin von einem faschistischen System die Rede sein, auch wenn ein System niemals eins zu eins mit einem anderen vergleichbar ist. Alle existenten Faschismen dieser Zeit unterschieden sich in mancherlei Hinsicht und waren dennoch Repressionapparate, deren Drahtzieher Ziel es war, alleine die Macht zu besitzen, die Opposition auszuschalten und kompromisslos die eigenen Ideen zu verwirklichen. Dies alles auf Kosten derer, die nicht ihre Zustimmung gaben. Österreich versuchte dies in Form eines autoritär-faschistischen Systems mit klerikaler Prägung.

#### ***4.2 Veränderungen für Frauen im Austrofaschismus***

Drei grundsätzliche Organisationen sind im neuen System also wichtig: die autoritäre Regierung, die Vaterländische Front und bis 1936 die Heimwehr.

Hatte vorerst nicht feststanden, inwiefern sich mit der neuen Regierung in Österreich auch die beseitigten politischen Strukturen ändern sollten, so war letztendlich doch bis Ende April des Jahres 1934 eine neue Verfassung mit neuen Inhalten entworfen worden. Diese Inhalte waren nicht unbedingt fortschrittlicher Natur, zum Teil waren sie eher als rückschrittlich einzustufen. Der Gesetzestext wurde auf Grund seiner Proklamation am 1. Mai 1934 besser unter dem Namen „Maiverfassung“ bekannt.<sup>22</sup> Mit dieser entstanden neugeschaffene Organe der Bundesgesetzgebung, nämlich Staatsrat, Bundeskulturrat, Bundeswirtschaftsrat, Länderrat und Bundestag<sup>23</sup> und Bundesversammlung. Durch diese sollte das Parlament ersetzt werden.

Der Frauenanteil in der Vorberatung bei der Gesetzgebung war sehr gering. Henrietta Sieß und Margarete Rada waren in den Bundeskulturrat als Vertreterinnen für das Schulwesen

---

<sup>21</sup> Payne, Stanley. Geschichte des Faschismus, S. 15.

<sup>22</sup> Talós, Manoschek. Aspekte der politischen Struktur, S. 125. Zur Maiverfassung ist dringlich anzumerken, dass das gewählte Datum des 1. Mai an sich sehr aussagekräftig ist, weil es den Tag der Arbeit neu für das austrofaschistische System erfindet und dem Tag eine andere Bedeutung verleiht. Mit diesem Datum wurde für die verbotene Sozialdemokratie und besonders für die Arbeiterschaft, der somit „ihr“ Tag genommen wurde, ein mehr als deutliches politisches Zeichen gesetzt.

<sup>23</sup> Enderle-Burcel, Gertrude. Christlich-Ständisch-Autoritär, S. 5.

entsandt.<sup>24</sup> Henrietta Sieß hatte die Lehrerinnenbildungsanstalt absolviert, Klassische Philologie und Alte Geschichte studiert und war seit 1906 als Mittelschullehrerin tätig. Von 1923 bis 1937 war sie Direktorin des Mädchengymnasiums und Realgymnasiums Rahlgasse in Wien und im Bundeskulturrat als Vertreterin für das Schulwesen beziehungsweise die Mittelschulen tätig. Außerdem war sie Mitglied des Ausschusses für mittleres und niederes Schulwesen.<sup>25</sup> Maragareta Rada hatte wie ihre Kollegin Sieß die staatliche Lehrerbildungsanstalt durchlaufen und studierte später noch Jugendpsychologie, Latein und Griechisch an der Universität Wien. 1934 wurde sie provisorische Leiterin der Hauptschule Stromstraße in Wien Brigittenau, deren Leitung sie 1935 vollständig übernahm. 1936 wurde ihr die Leitung der Hauptschule in der Jägerstraße übertragen. Ab dem Jahr 1937 war sie auch als Schulrätin tätig. Neben Henrietta Sieß war sie die zweite weibliche Mandatarin im Ständestaat. Auch sie war Mitglied des Bundeskulturrates und Vertreterin des Schulwesens, war für die Volks- und Hauptschulen zuständig und ebenfalls Mitglied des Ausschusses für mittleres und niederes Schulwesen. Zusätzlich fungierte sie noch als Schriftführerin im Bundeskulturrat.<sup>26</sup> Einfluss nehmen konnten die beiden Frauen kaum, zumal die Organe, in denen sie saßen, umgangen werden konnten, und dieses auch mit einer gewissen Häufigkeit geschah<sup>27</sup>, was ihre Tätigkeit sehr wohl fragwürdig erscheinen ließ. Der hier verschwindend geringe Anteil an Frauen stand wohl außer Zweifel, denn von 213 Mandataren im Ständestaat waren nur zwei weiblich. Das aktive und passive Frauenwahlrecht in Österreich gab es zudem erst seit der Annahme des Nationalrates am 18. Dezember 1918<sup>28</sup>, und weibliche Politikerinnen hatten bis zu diesem Zeitpunkt klarerweise immer wesentlich steinigere Wege zu beschreiten als ihre männlichen Kollegen. Es war also nicht verwunderlich, dass mit der rückschrittlichen Maiverfassung Frauen beinahe komplett ausgeklammert wurden. Bei den Wahlen 1930 gingen 90 Prozent der wahlberechtigten Frauen auch tatsächlich zur Urne.<sup>29</sup> Sie stellten somit unter Beweis, dass sie gerne von ihrem Wahlrecht Gebrauch machten und ihnen, unabhängig von ihrer politischen Überzeugung, das Recht auf Demokratie ein Anliegen war.

Die neue Verfassung brachte eine Gewichtung auf eine einzelne, autoritäre Organisation im Staat nach einem Führerprinzip, welches sich aber trotzdem auf die „gesunden,

---

<sup>24</sup> Talós, Emmerich, Manoschek, Walter. Aspekte der politischen Struktur, S. 132.

<sup>25</sup> Enderle-Burcel, Gertrude. Christlich-Ständisch-Autoritär, S. 219 ff.

<sup>26</sup> Ebenda, S. 189.

<sup>27</sup> Talós Emmerich, Manoschek, Walter. Aspekte der politischen Struktur, S. 133.

<sup>28</sup> Hauch, Gabriella. Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919-1933 (Wien, 1995) S. 65.

<sup>29</sup> Ebenda, S. 93.

demokratischen Elemente<sup>30</sup> berief, die vorhanden bleiben sollten. Dass ein wesentliches Element nicht mehr vorhanden war, zeigte schon vor der Maiverfassung die Doppelverdienerverordnung. Als solche wurde allgemein die Verordnung des Jahres 1933 bezeichnet, die einen Abbau weiblicher Bundesbediensteter zum Ziel hatte.<sup>31</sup> Diese Verordnung wurde als eine Art Arbeitsbeschaffungsmaßnahme gerechtfertigt. Als Doppelverdiener galten sowohl Ehepaare, in deren Partnerschaft beide Partner arbeiteten und Geld verdienten, als auch Einzelpersonen, die sich in mehr als nur einem Arbeitsverhältnis befanden. 1933 schlug Emil Fey sogar vor, dass die Regelung auch auf die Töchter höherer Beamter ausgedehnt werden sollte.<sup>32</sup> Durch die Einschränkung der Erwerbsarbeit von Frauen im öffentlichen Dienst sollten also zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen werden. Die Frauen, die in ihrem Beruf nicht mehr arbeiten durften, weil auch der Ehemann verdiente, machten Platz für männliche Mitbewerber oder ledige weibliche Mitbewerberinnen, deren Stellen nun nicht mehr weiter durch eine verheiratete Frau besetzt waren. Arbeitslose Familienväter konnten also so wieder in die Erwerbstätigkeit einsteigen. Verheiratete Frauen hätten so mehr Zeit, Ehemann und Kinder zu umsorgen. Es sollte ihnen also leichter fallen, nicht mehr in ihrem Beruf zu arbeiten, wenn der Ehemann im öffentlichen Dienst stände. Die Doppelverdienerverordnung betraf vor allem die Berufsgruppe der Lehrerinnen. Der sogenannte Lehrerinnenzölibat hatte auch schon in der Ersten Republik zu Diskussionen geführt. Waren die Beschränkungen der Eheschließungsmöglichkeiten für Frauen im Staatsdienst 1920 aufgehoben worden, so flammte die Debatte dennoch immer wieder neu auf, nicht zuletzt auch auf Grund der ansteigenden Arbeitslosenzahlen. „Zu einer intensiveren Diskussion um die drohende Zölibatsregelung kam es Ende Februar 1933, kurz vor der Auflösung des Parlaments.“<sup>33</sup> Es müsse sich nicht zwangsläufig um ein Verbot zur Eheschließung handeln, viel eher ginge es im Falle einer Entscheidung für die Ehe darum, dass die Frau auf ihren Dienst verzichten sollte.<sup>34</sup> Diese Aussage befürwortete nun in keinem Fall eine Lehrerin, die arbeiten wollte, sich aber gleichzeitig auch für die Ehe entschied.

Die Degradation von Lehrerinnen und deren Ausscheiden aus dem Schuldienst waren nun von Bundesland zu Bundesland verschieden. Während in Kärnten, der Steiermark und Niederösterreich ein beschränkter Zölibat bestand, hatten Tirol, Vorarlberg und Salzburg

---

<sup>30</sup> Birk, Bernhard. Kanzler Schuschnigg. Ein Bild des Führers (Wien, 1934) S. 29.

<sup>31</sup> Ennsman, Brigitte. Frauenpolitik und Frauenarbeit im Austrofaschismus. Diplomarbeit (Wien, 1993) S. 36.

<sup>32</sup> Ebenda, S. 37. Vgl. auch Bandhauer-Schöffmann, Irene. Der „Christliche Ständestaat“ als Männerstaat? Frauen- und Geschlechterpolitik im Austrofaschismus, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 254-280, hier S. 273.

<sup>33</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 227.

<sup>34</sup> Ebenda.

Mitte 1933 den Lehrerinnenzölibat eingeführt. Nur in Wien und dem Burgenland war es den im Berufsleben stehenden Lehrerinnen noch möglich, auch zu heiraten, ohne auf ihren Posten verzichten zu müssen. Nachdem aber Ende 1933 die Doppelverdienerverordnung für Bundesbedienstete verabschiedet worden war, verschlimmerte sich die Situation drastisch, denn nun waren die Sonderbestimmungen der einzelnen Bundesländer durch ein Bundesgesetz vereinheitlicht. „Alle mit einem Bundesangestellten verheirateten Frauen wurden entlassen.“<sup>35</sup> Hatte diese Regelung zunächst nur für Bedienstete des Bundes gegolten, griff sie nach und nach auf die Länder über und so betraf die neue, jedoch mehr als veraltete Situation bis Ende 1934 auch alle Landesangestellten.<sup>36</sup> Gesetzliche Maßnahmen, die die Arbeit verheirateter Frauen einschränken würden, waren vor allem von sozialdemokratischer Seite abgelehnt worden, doch nach dem Februar 1934 waren diese Stimmen zum Verstummen gebracht worden, und so konnte die Idee der Christlichsozialen, dass die außerhäusliche Arbeit der Frau einzuschränken war, eindeutig Fuß fassen.

Die Doppelverdienerverordnung von 1933 war also eine Ausnahmeverordnung, die sich vor allen Dingen gegen verheiratete Frauen im Bundesdienst richtete. In der Maiverfassung wurde dann noch ein weiterer Artikel festgeschrieben, der besagte, dass Männer und Frauen nur dann gleiche Rechte und Pflichten hätten, solange dies nicht durch ein Gesetz anders bestimmt würde.<sup>37</sup>

„545. Verordnung der Bundesregierung vom 15. Dezember 1933 über den Abbau verheirateter weiblicher Personen im Bundesdienste und andere dienstrechtliche Maßnahmen. [...] § 1. Verheiratete weibliche Personen, die in einem aktiven Dienstverhältnisse zum Bund stehen, sind aus diesem jeweils mit dem letzten Tage des Monates Februar auszuschneiden, wenn [...]“<sup>38</sup>

zum einen der Ehemann in einem aktiven Dienstverhältnis stand, zum anderen der Ehemann ein monatliches Diensteinkommen von 340 Schilling (als Bruttobetrag) überschritt. Diese Beträge variierten je nach Bildungsgrad des Mannes. Wenn er die Hochschule absolviert hatte, so stieg der Betrag auf 460 Schilling.<sup>39</sup> Für Kinder wurden Beträge vom Bruttoeinkommen abgezogen, ein Kind war 60 Schilling, zwei Kinder waren 180 Schilling und drei Kinder 300 Schilling wert. Für jede weitere Person, die Unterhalt von einer Seite der

---

<sup>35</sup> Ebenda, S. 228.

<sup>36</sup> Ebenda.

<sup>37</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 274.

<sup>38</sup> Bundesgesetzblatt 1933, Nummer 174.

<sup>39</sup> Ebenda.

Gatten bekam, wurden ebenfalls 60 Schilling abgezogen. Sollte die Familie mehr als drei Kinder haben, so fand „die Vorschrift des Absatzes 1 keine Anwendung.“<sup>40</sup>

Im § 7. Absatz 1 findet sich folgende Aussage: „Die Aufnahme verheirateter weiblicher Personen in ein öffentlich-rechtliches Dienstverhältnis zum Bund ist unzulässig und rechtsunwirksam.“<sup>41</sup> Die Absicherung folgte auf andere Weise aber auch durch weitere Abschnitte der Verordnung:

„§ 12. Wenn Angestellte des Bundes, hinsichtlich deren die Regelung des Dienstverhältnisses nach den verfassungsrechtlichen Bestimmungen ausschließlich Sache des Bundes ist, eine Lebensgemeinschaft ohne Eheschließung begründen, machen sie sich eines Dienstvergehens im Sinne der Dienstpragmatik oder der anderen einschlägigen Vorschriften schuldig, das mit der Entlassung zu ahnden ist.“<sup>42</sup>

Dieser Artikel wollte also der „wilden Ehe“ entgegenhalten, um das konservative Frauenbild weiter zu stärken und eine Umgehung der Verordnung zu verhindern. Dass sich aber auch die konservativen Frauenorganisationen gegen die von Männern eingeführten neuen Töne wandten und somit nicht nur in der Sozialdemokratie Stimmen gegen die Doppelverdienerordnung laut wurden, zeigt die „Stellungnahme der Katholischen Frauenorganisation zur Doppelverdienerverordnung“. Grundsätzlich ging man davon aus, dass Frauen, die nach Ansicht der Gesetzgebung wirtschaftlich ausreichend versorgt waren, aus dem öffentlichen Dienst abgebaut werden sollten. „Dennoch zeigt die Verordnung schwere Härten, die insofern den Absichten der Regierung zuwiderlaufen“, da sie damit „die Familienbildung nicht nur nicht fördern, sondern schwer behindern.“<sup>43</sup> Die Katholische Frauenorganisation (KFO) bat in dieser Stellungnahme die Regierung um eine Abänderung beziehungsweise eine Ergänzung zur Verordnung, um so Einzelfälle berücksichtigen zu können, die von der Verordnung betroffen waren.

Zu einem weiteren Problem neben dem Hinausdrängen der Frauen aus der Erwerbstätigkeit durch neue Gesetze wurde die hohe Arbeitslosigkeit. Diese war eine weitere logische Folge der immer instabiler werdenden wirtschaftlichen Lage. Der Frauenanteil an den Beschäftigten ging zwischen 1934 und 1937 von 30,6 Prozent auf ca. 27 Prozent zurück. Der Rückgang der

---

<sup>40</sup> Ebenda.

<sup>41</sup> Ebenda.

<sup>42</sup> Ebenda.

<sup>43</sup> Frauenjahrbuch 1935 (Wien, 1935) S. 233.

Frauenerwerbstätigkeit war nicht nur auf die Verordnung über den Abbau verheirateter weiblicher Personen im Bundesdienst<sup>44</sup> zurückzuführen. Laut der bürgerlichen Frauenbewegung war die von der Doppelverdienerverordnung betroffene Gruppe ohnehin verschwindend gering, um so eine merkliche Entlastung für die vielen Arbeitslosen darzustellen. Es wurde sogar darauf hingewiesen, dass gerade dieser Abbau der verheirateten berufstätigen Frauen auch die Entlassung des Hauspersonals oder der Hausgehilfinen selbiger Personen zur Folge haben könnte, weil die aus dem Berufsleben ausscheidenden Frauen diese Stelle ja nun wieder selbst besetzen konnten. So auch die KFO in ihrem Jahrbuch:

„Die Verordnung wird auch vielfache Kündigungen von Hauspersonal zur Folge haben. Insbesondere langjährige Dienstverhältnisse, die zur völligen Eingliederung der Hausgehilfin in die Familie geführt haben, würden bei Festhalten an den undehnbaren Bestimmungen des Gesetzes zu schwerer Schädigung der Betroffenen führen. [...] Ein besonderes Augenmerk wenden die [...] Frauenorganisationen [...] der Frage des Abbaus von weiblichen Lehrkräften [...] zu. [...] In diesem Belange würde daher die Berücksichtigung beruflicher Momente im besonderen Maße die Bewilligung von Ausnahmen begründen. Ganz besonders aber muß darauf Bedacht gelegt werden, daß hier freiwerdende Stellen unbedingt wieder von Frauen besetzt werden.“<sup>45</sup>

So würde also die Arbeitslosigkeit nur von einem Arbeitsplatz auf den anderen verschoben und hätte einzig zur Folge, dass mehr Männer arbeiten würden und mehr Frauen in die Arbeitslosigkeit gingen.<sup>46</sup>

Die Doppelverdienerverordnung bedeutete einen eindeutigen Rückschritt. Dies steht außer Frage und ist, in der sogenannten Latenzperiode 1933, ein nicht unwesentlicher Schritt zurück zu einer Geschlechtertrennung, einer Verfestigung des rekatholisierten Frauenbildes, und ein Akt in Richtung Entmündigung der Frau. Dass hiervon nicht alle Frauen gleichermaßen betroffen waren, steht ebenfalls außer Zweifel, aber wenn auch nur ein verschwindend geringer Anteil Schaden durch eine solche Verordnung nimmt und in den Grundrechten der Berufsausübung eingeschränkt wird, so muss dies Anlass zur Kritik erlauben.

---

<sup>44</sup> Talós, Emmerich. Sozialpolitik im Austrofaschismus, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 223-235, hier S. 231 ff.

<sup>45</sup> Frauenjahrbuch 1935 (Wien, 1935) S. 234.

<sup>46</sup> Ennsman, Brigitte. Frauenpolitik, S. 39.

### **4.3 Organisationen von Frauen**

Die fünf hier ausgewählten und kurz im Abriss dargestellten organisierten Gefüge von Frauen vereinen alle ein grundlegendes Merkmal in sich. Es liegt eine ausgeprägte Betonung der Mütterlichkeit und der Fürsorge, der Nächstenliebe und Selbstlosigkeit vor und eine Rückkehr zu diesen propagierten, auffällig konservativen und rückschrittlichen Wertebegriffen, weg von der Selbst- und Eigenständigkeit der Frau.

#### **Das Mutterschutzwerk der Vaterländischen Front**

Um die Unterorganisationen der ständestaatlichen Politik verstehen zu können, bedarf es hier einer kurzen Erläuterung der übergeordneten Strukturen. Die Vaterländische Front (VF) entstand als politische Monopolorganisation Österreichs. Sie sollte eine überparteiliche Zusammenfassung sein, den österreichischen Staatsgedanken tragen und alle vaterländisch denkenden und auch nach diesen Prinzipien handelnden Österreicherinnen und Österreicher vereinen. Es gab keine anderen Parteien mehr und nach der Auflösung der Christlichsozialen Partei gingen deren Mitglieder in der VF auf. Gegründet wurde die VF bereits 1933 nach der Ausschaltung des Nationalrates. Eine endgültige gesetzliche Verankerung gab es jedoch erst im Zuge der Maiverfassung 1934. Die VF sollte als Bindeglied zwischen vorhandenen bürgerlichen Organisationen fungieren und den Aufbau Österreichs zu einem ständischen, christlichen System sichern. Zur Zeit der Gründung gab es in der VF noch keinerlei Zielsetzung, sieht man von der Idee eines neuen Österreich ab. Neben der VF war die Heimwehr bis zu ihrer Auflösung im Jahr 1936 ein weiteres politisches Instrument, ohne welches die autoritäre Regierung vorerst nicht hätte überleben können.<sup>47</sup> Ihnen bereitete Kurt Schuschnigg ein Ende, indem er sich für die Auflösung aller Wehrverbände einsetzte, was für die Heimwehr als legale Organisation ein Weiterbestehen formell unmöglich machte. Während die Heimwehr in der Frontmiliz, die neu geschaffen worden war, zusammengefasst wurde, war als politisches Mittel ab 1936 nur noch die VF existent. In der VF wiederum gab es mehrere Unterorganisationen, die auf drei Ebenen zusammengefasst wurden. Sie gliederten sich in die oberste Führung, das Generalsekretariat und die daran angegliederten berufsständischen Organisationsabteilungen und schließlich die Landesorganisationen und die dazugehörigen Untergruppen.<sup>48</sup>

---

<sup>47</sup> Talós, Emmerich, Manoschek, Walter. Aspekte der politischen Struktur, S. 155.

<sup>48</sup> Ebenda S. 147.

Das Referat des Mutterschutzwerkes war nun an das Generalsekretariat der VF angeschlossen. „Die Hauptaufgabe des neu zu gründenden Werkes sollte aber die geistige Umschulung der gesamten österreichischen Bevölkerung zum Wertbegriff Mutter und Kind sein.“<sup>49</sup> Vorbereitend für das Mutterschutzwerk war bereits seit nahezu zehn Jahren gearbeitet worden. Die Katholische Frauenorganisation hatte schon 1927 begonnen, in den sogenannten „Jungmütterrunden“ junge Frauen und Mütter mit fachlichen und ethischen Kompetenzen auszustatten und auf ihre Tätigkeiten vorzubereiten. Die leitende Persönlichkeit in diesen Jungmütterrunden, die über diese Sektion ein wachendes Auge hatte, war Mina Wolfring. Sie wurde von Kanzler Engelbert Dollfuß, der bereits früher auf die engagierte Frau aufmerksam geworden war und sie zu Fortbildungszwecken nach Italien entsandt hatte<sup>50</sup>, am 1. März zur Leiterin des Mutterschutzwerkes berufen. Die Reise nach Italien sollte ermöglichen, in Österreich ein weitgehend gleichwertiges System wie in Italien für Mutter und Kind zu etablieren. Wolfrings Erfahrungen, Einsichten und Erkenntnisse wurden zusammengetragen, und von der Regierung kam alsbald nach der Rückkehr aus Italien der Auftrag zu Gründung des Mutterschutzwerkes, das damals noch „Mütter- und Kinderhilfe“ hieß.<sup>51</sup> In den von Mina Wolfring herausgegebenen Ratgebern für Mütter mit einfachen Anleitungen zur richtigen Säuglings- und Kinderpflege manifestierte sich einmal mehr das Gedankengut, das das Regime zu vermitteln versuchte. In der Broschüre schrieb Wolfring in der Einleitung an ihre Schwestern (der vermeintlich einzig richtige Titel, den Mütter sich geben konnten), dass die Mutter in leiblicher wie auch in geistiger Beziehung die Haupthelferin des Kindes sein sollte. Zweck der Broschüre sollte unter anderem sein, Fehler bei der körperlichen und geistigen Erziehung zu vermeiden und das Wissen von der richtigen Kinderpflege zum Allgemeingut der österreichischen Mütter zu machen.<sup>52</sup> Überdies fand sich in diesen Broschüren ein Merkblatt über die Gefahren der Tötung der Leibesfrucht, das junge Frauen von der Abtreibung abhalten sollte. Die werdenden Mütter wurden mit folgenden Worten konfrontiert:

„Heilig ist das Leben, das Du im Schoße trägst. Kannst du töten lassen, was der Schöpfer Deiner mütterlichen Obhut anvertraut hat? [...] Glaubst Du denn, ein derartiger Eingriff könne spurlos am Organismus der Frau vorübergehen? [...] Das Mutterschutzwerk der

---

<sup>49</sup> Bärnthaler, Imgard. Die Vaterländische Front. Geschichte und Organisation (Wien, 1971) S. 195 ff.

<sup>50</sup> Hier schreibt Bandhauer-Schöffmann, dass Wolfring an Dollfuß herantrat, Bärnthaler schreibt, dass Dollfuß Wolfring beauftragte, diese Studienreise zu unternehmen.

<sup>51</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 262.

<sup>52</sup> Wolfring, Mina. Ratgeber für Mütter. Einfache Anleitungen zur richtigen Säuglings- und Kinderpflege (Wien, 1936) S. 4.

Vaterländischen Front stellt sich Dir zur Beratung in allen einschlägigen Fragen zur Verfügung.“<sup>53</sup>

In der Broschüre fanden sich außerdem noch vielerlei praktische Hinweise zur Sprachentwicklung und Bildung des Kindes, sowie zur Erziehung der Kinder zur Reinlichkeit und Sparsamkeit. Abschließend gab Wolfring noch für weitere anfallende Fragen die Adressen der Mutterberatungsstellen in ganz Wien an. Die Broschüre suchte sich ihr Zielpublikum also hauptsächlich im städtischen Bereich.

Der Ausbau des Mutterschutzwerkes ging sehr schnell. Fanden sich im Jahr 1935 nur 270 Ortsgruppen in ganz Österreich, so hatten sich diese 1937 bereits auf 1900 Ortsstellen gesteigert.<sup>54</sup> Zusätzlich gab es 4000 ehrenamtliche Helferinnen und 197 Frauen des Freiwilligen Arbeitsdienstes (FAD), 240 Hospitantinnen, 25 Mutterschutzschwestern und weitere 50 Angestellte.

In den Aufgabenbereich des Mutterschutzwerkes fielen die Pflege des Gedankens der Familie, Ehre der Mutterschaft, Unterstützung der Mütter aus armen Bevölkerungsschichten, Erleichterung der Schwangerschaft und der Entbindung sowie Kurse für Säuglingspflege.<sup>55</sup> Auch gab es zweimal in der Woche eigens angelegte Kurse für Pflegemütter. Als Aufgabenbereiche des Mutterschutzwerkes wurden weiters angegeben: Die Fürsorge für Schwangere, Mütterschulung und Errichtung von Mütterrunden, Ferienwerk für Mütter und Kleinkinder, Familienvorsorge durch Ausspeisung, Verteilung von Lebensmitteln, Brennmaterial, Wäsche und Kleidern, Arbeitsbeschaffung, Zinsaushilfen, Geldaushilfen und Pflegebeiträge, sowie die Eheberatung und den Schutz des keimenden Lebens.<sup>56</sup> Es wurde ein eigener Haushaltungskalender zugunsten des Mutterschutzwerkes herausgegeben, „Das Tagebuch der Hausfrau“ mit Geleitworten von Fanny Starhemberg und Mina Wolfring. Dieses Tagebuch war gleichzeitig ein Hausfrauenkalender und Haushaltungsverrechnungsbuch, „dessen wertvolle Anregungen den Frauen und Müttern die Schwere ihres Aufgabenkreises erleichtern“<sup>57</sup> sollten. Es enthielt auch „vieles was insbesondere den ureigensten Beruf der Frau, den Beruf der Mutter“ betraf und sollte „Widerhall finden in dem Herzen der mütterlichen, österreichischen Frau“, die „im Haus und

---

<sup>53</sup> Wolfring, Mina. Ratgeber, S. 9 ff.

<sup>54</sup> Bärnthaler, Imgard. Die Vaterländische Front, S. 196 ff.

<sup>55</sup> Ebenda S. 195.

<sup>56</sup> Das Tagebuch der Hausfrau. Ein Hausfrauenkalender und Haushaltungsverrechnungsbuch. Ein Wegweiser für Hausfrauen und Mütter. 1936. Redigiert von Gisela Urban (Wien, 1936) S. 9.

<sup>57</sup> Ebenda, S. 7.

in der Familie ebenso wichtig ist, wie im Volksganzen“. Der Wunsch, der das Buch begleitete, war das Vertrauen „in die unendliche Kraft der Frau, die ihr Fundament in ihrer Liebe, in ihrer Mütterlichkeit hat.“<sup>58</sup>

Im „Tagebuch der Hausfrau“ sah man den Führer der VF, Vizekanzler Ernst Rüdiger Starhemberg auf einer Abbildung im Mütter- und Kinderheim Dornbach, wie er ein Baby auf dem Arm hielt und sich ihm liebevoll hinzugeben schien. 1936 war Ernst Rüdiger Starhemberg zum Protektor des Mutterschutzwerkes gemacht worden.<sup>59</sup> Im „Tagebuch der Hausfrau“ fanden sich außerdem Bilder zu Muttertagsfeiern und einige Abbildungen von Frauen, die sich im Mütter- und Kinderheim Dornbach ergebenst der Kinderpflege und -erziehung widmeten.<sup>60</sup> Der Schutz der Mütter durch das Mutterschutzwerk und die Zielsetzung des Geburtenrückganges sowie die Rückkehr zur Familie wurden hier, unterstützt durch eine mannigfaltige Stereotypisierung, glorifiziert.

Darüber hinaus fand die Mütterferienaktion statt. Bei dieser wurden Jungmütter und werdende Mütter über einen Zeitraum von zwei Wochen auf Erholung geschickt und deren Familien entweder vom FAD oder von sogenannten „Schutzfrauen“ versorgt. 1937 schließlich wurde die Geburtenhilfeaktion besiegelt, die die Summe von 40 bis 100 Schilling an Geburtenhilfe gewähren sollte, allerdings erst ab der Geburt des vierten und der darauffolgenden Kinder, diejenigen Familien betreffend, deren soziale Stellung diese Hilfe unumgänglich machte. Für Kinder aus sozial bedürftigen Familien mit eventueller gesundheitlicher Gefährdung gab es zusätzlich noch die Kinderferienaktion des Kinderferienwerks. Einige Kinder wurden bei privaten Pflegefamilien (oft bäuerliche Familienstrukturen auf dem Land) untergebracht und sollten dort vaterländisch und religiös erzogen werden. Die Reaktion auf (sehr häufig aus dem städtischen Bereich stammende) Kinder war oftmals negativ, denn sie unterschieden sich in ihren Ansprüchen, das Essen betreffend, grundsätzlich von den Kindern der Pflegefamilien, in denen sie aufgenommen wurden. Es wurde außerdem beanstandet, dass die Kinder den moralischen Ansprüchen nicht genügen würden, sich also der Sittenverfall bereits in jungen Jahren bemerkbar machte. Die Mehrheit der Kinder wurde allerdings in Ferienlagern untergebracht. Dort wiederum waren hauptsächlich Frauen tätig, deren Entlohnung ein Taschengeld (zur Aufwandsentschädigung) darstellte, die sonst ihren Dienst und ihre

---

<sup>58</sup> Ebenda, S. 7.

<sup>59</sup> Zu dieser Zeit entstanden Witze, die bemängelten, dass der „Weiberheld“ Starhemberg der Beschützer der ledigen Mütter sein sollte. Vgl. Walterskirchen, Gudula. Starhemberg oder Die Spuren der „30er Jahre“ (Wien, 2002) S. 202.

<sup>60</sup> Das Tagebuch der Hausfrau, S. 8a.

Arbeitskraft aber unentgeltlich zur Verfügung stellten und so dem Grundgedanken des austrofaschistischen Ständestaates dienten. Nichtsdestotrotz herrschte auch hier ein strenges Regime, denn die Aufsichtspersonen mussten ein politisches Sittenführungszeugnis wie auch eine Bestätigung ihrer vaterländischen Einstellung, ausgestellt von der VF, abgeben.<sup>61</sup> Zum 1. Mai 1934, jenem denkwürdigen Tag der Maiverfassung, lud das Mutterschutzwerk 10000 Wiener Arbeiterkinder zu einem Mittagessen in Pratergasthäuser.<sup>62</sup> Mit dieser Geste wurden für diesen Tag wohl bewusst die (ohnehin verbotenen) Maifeiern untergraben.

## **Das Frauenreferat**

Das Frauenreferat war ein direkter Teil der VF und wurde 1935 gegründet. Bald nach der Gründung gab es den Appell an alle österreichischen Frauen, nicht nur den Beitritt zur VF in Betracht zu ziehen, sondern auch gleichzeitig über die Mitarbeit zu nachzudenken und so das Gefüge der VF zu stärken. Ziel war es, auf dem Nachhaltigkeitsprinzip beruhend, langsam alle Frauen für die Mitarbeit in der VF zu gewinnen. An oberster Stelle im Frauenreferat war Fanny Starhemberg zu finden. Als Mutter des Vizekanzlers, zu dem ihr Verhältnis aber nicht unbedingt ein dauerhaft gutes war, hatte sie eine wichtige Stellung inne, denn sie war Bundesleiterin (auch Bundesreferentin genannt). Ihr unterstanden die Landesreferentinnen, und diesen wiederum die Bezirks- und Ortsreferentinnen.

Das Frauenreferat hatte sieben verschiedene Arbeitsgemeinschaften. Diese wurden wie folgt unterteilt: es gab eine Arbeitsgemeinschaft für kulturelle Frauenangelegenheiten, eine für Mutter und Kind (in Zusammenarbeit mit dem Mutterschutzwerk), eine weitere für Schule und Erziehung, für die weibliche Jugend (die nicht mehr in der Schule war), für die Fürsorge, für Frauenberufe und zuletzt für staatsbürgerliche Aufgaben.<sup>63</sup> Fanny Starhemberg ging davon aus, dass die kulturellen Belange allen anderen voranzustellen wären und dass eng mit dem Kulturreferat der VF zusammengearbeitet werden müsse. Die Arbeitsgemeinschaft für Mutter und Kind hatte den Wiederaufbau der Familien zum Ziel, und hier wurde die Vernetzung mit dem Mutterschutzwerk der VF betont. Schule und Erziehung legte wiederum Wert auf das Wesen der Frau und Mutter und die enge Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus. Starhemberg betonte hier ausdrücklich, dass Mädchen zu ihrem natürlichen Beruf als Mütter, Hausfrauen und Gattinnen vorbereitet und erzogen werden müssten. Der Staat

---

<sup>61</sup> Bärnthaler, Imgard. Die Vaterländische Front, S. 198.

<sup>62</sup> Ebenda, S. 196.

<sup>63</sup> Ebenda, S. 194 ff. Vgl. auch Rieger, Erwin. Fürstin Fanny Starhemberg. Das Lebensbild einer österreichischen Frau (Wien, 1935) S. 187.

sollte wieder weiblich empfindende Mädchen und mütterlich empfindende Frauen bekommen, die es nicht auf allen Gebieten den Männern gleich tun wollten. Die weibliche Jugend, die der Schule entwachsen war, sollte in der vierten erwähnten Arbeitsgemeinschaft selbst Beiträge liefern, welche die Arbeit des Frauenreferats förderten. Die Fürsorge war jenes Feld, für das laut Fanny Starhemberg die Frauen ohnehin ein besonderes Interesse an den Tag legten und das daher das ureigenste Arbeitsgebiet der Frau wäre. Damit machte sie auch ihren Standpunkt zur berufstätigen Frau klar. Der verheirateten Frau und Mutter sollte es ermöglicht werden, gänzlich aus dem Berufsleben auszusteigen, um sich vollständig der Familie zuwenden zu können. Dass dies auf Grund der wirtschaftlichen Notsituation nicht immer möglich war, gestand auch die Leiterin des Frauenreferats ein. Wichtig war es aber, den vielen unverheirateten berufstätigen Frauen einen Platz einzuräumen, der ihre Tätigkeit würdigte. Für deren Interessen, Sorgen und Probleme sollte diese Arbeitsgemeinschaft des Frauenreferats die geeignete Plattform bieten. Als letzten Punkt nannte sie die staatsbürgerlichen Verpflichtungen, über die jede Frau aufgeklärt werden musste, um über politische Gegenwartsfragen Bescheid zu wissen. Sie wünschte sich auch, durch das Frauenreferat initiiert, eine enge Zusammenarbeit zwischen Stadt- und Landfrauen, welche manche bestehenden Gegensätze zwischen Stadt und Land ausgleichen sollte. Dieses Arbeitsprogramm mit den Arbeitsgemeinschaften war ein Appell an alle österreichischen Frauen zur Mitarbeit.<sup>64</sup>

Die Bereiche des Frauenreferats begannen also in der Familie und wurden geradlinig in die Berufswelt sowie ins öffentliche und gesellschaftliche Leben fortgeführt. Zusätzlich fiel ab 1935 auch die Leitung des Mädchenarbeitsdienstes in Österreich an das Frauenreferat. Dies umfasste die Betreuung von 61 Mädchenlagern, in denen rund 1000 Mädchen beschäftigt wurden. Am 5. April 1935 fand in Wien im großen Saal des Konzerthauses die erste richtungsweisende Frauenversammlung statt. Dort erklärte Fanny Starhemberg, wie es um das Arbeitsfeld des Frauenreferats bestellt sein würde. Wichtig war, dass das Frauenreferat mit allen bestehenden Frauenverbänden und Organisationen sowie mit allen weiblichen Standes- und Berufsgruppen ständig in Verbindung stehen musste. Als bald folgten Versammlungen in den verschiedenen Wiener Bezirken und bald auch in den Bundesländern. Die Bundesleiterin Starhemberg hielt immer wieder die Hauptreden bei diesen Versammlungen.<sup>65</sup>

---

<sup>64</sup> Starhemberg, Franziska. Frauenarbeit in der Vaterländischen Front, in „Die Vaterländische Front“, Mitteilungsblatt der Vaterländischen Front (1935) zitiert in Deutsch, Heidrun. Franziska Fürstin Starhemberg. Eine Biographie. Dissertation (Wien, 1968) S. 269 ff.

<sup>65</sup> Rieger, Erwin. Fürstin Fanny Starhemberg, S. 188.

## Der Frauennotdienst

Der Frauennotdienst wurde im Jahr 1934 unter der Schirmherrschaft der Frau des Bundespräsidenten, Leopoldine Miklas, mit dem Leitspruch „Ich für Dich“ gegründet. Der Sitz des Frauennotdienstes befand sich im Neuen Rathaus in der Rathausstraße 9 im 1. Wiener Gemeindebezirk und hatte von Beginn an eine große Anzahl an Mitarbeiterinnen. In Wien existierte neben dem Hauptsitz im 1. Bezirk in den Bezirken 2-21 jeweils eine Bezirksstelle. Darüber hinaus gab es eine Zweigstelle in Wiener Neustadt. Der Frauennotdienst gliederte sich organisatorisch in einen Hauptausschuss, dessen Vorsitzende die Gattin des Bundespräsidenten war, und einen erweiterten Arbeitsausschuss, zu welchem sich der christlich-deutsche Lehrerbund, die Frauengruppe, der Christliche Frauenbund, der Damen-Automobil-Sportklub, der Erste Verein österreichischer Lehrerinnen, die Frauenorganisation des Reichsbundes der Österreicher, der Frauenerwerbverein, die Frauen-Union, die Frauenvereinigung der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft, die Internationale Vereinigung der berufstätigen Frauen, die Katholische Alt-Akademikerschaft, die Organisation der Ärztinnen, der österreichische Soroptimist-Club, die Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs, der Verein der Katholischen Fürsorgerinnen, der Verein Erde, der Verein Ferienheim, der Verein Mädchenmittelschule, der Verein Weibliche Fürsorge und der Zentralverein der Kanzleibeamtinnen im Bundesdienst zählten.<sup>66</sup> Außerdem gab es verschiedene Sektionen, die allesamt von Frauen betrieben wurden (eine Kommerzielle Sektion, eine Propagandasektion, eine Sektion für künstlerische Veranstaltungen und eine Sach- und Arbeitsbeschaffungssektion). Alle noch legalen Frauenorganisationen und die Oberhäupter der katholischen, evangelischen und jüdischen Religionsgemeinschaften waren hier beteiligt, und „die [...] persönliche Hilfestellung von bürgerlichen Frauen für Arme“<sup>67</sup> war ein erklärtes gemeinsames Ziel.

Anhand obiger Aufzählungen lässt sich feststellen, dass der Frauennotdienst darauf abzielte, möglichst viele Frauen aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen zu erreichen und ihnen entweder Hilfestellung in allen möglichen Lebenslagen zu geben oder sie zur Mitarbeit zu bewegen. Die Grundidee war, die österreichische Frauenschaft durch alle Schichten und

---

<sup>66</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1935 (Wien, 1935) S. 30 ff.

<sup>67</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Das große Mutteropfer. Muttertagsfeiern im „christlichen Ständestaat“, in: Boesch, Alexander, Leuchtenmüller-Bolognese, Birgit und Knack, Hartwig (Hrsg.). Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung. Museum für Volkskunde (Wien, 2001) S. 61-70, hier S. 67.

Glaubensrichtungen hindurch zu motivieren, in diesem Hilfswerk mitzuarbeiten, unabhängig von Bekenntnis und Weltanschauung. „Frauen aller Bekenntnisse und Weltanschauungen [arbeiten] einträchtig zusammen an diesem Liebeswerk.“<sup>68</sup> Hilfe von Mensch zu Mensch, speziell aber von Frau zu Frau wurde propagiert. Persönliche Fürsorge war einer der Leitsprüche des Frauennotdienstes; soziale Gegensätze sollten ausgeglichen werden. Auch den freiwilligen Dienst in die Sache der Nächstenliebe zu stellen, war ein wichtiger wie auch wesentlicher Punkt, von dem sowohl Leopoldine Miklas als auch Marianne Hainisch in ihren einleitenden Worten zum Almanach des österreichischen Frauennotdienstes schrieben.<sup>69</sup> Dieser Almanach erschien jedes Jahr in Form eines taschenformatigen Kalenders und ließ auf der einen Seite die Frauen zu Wort kommen, die an der Spitze des Frauennotdienstes standen, auf der anderen Seite präsentierte das Büchlein auch Texte, die speziell für die weibliche Zielgruppe geschrieben worden waren. Fand sich im ersten Jahr des Erscheinens noch ein richtiger Taschenkalender, so wurde in den folgenden Jahren davon abgesehen und nur noch Gedichte, Geschichten und eigens für den Almanach verfasste Texte hineingenommen. Diese stammten sowohl von Frauen als auch von Männern. Das Herausgeben des Almanachs stellte der Frauennotdienst gleich mit „einer ungemein feinen, künstlerisch und redaktionell gleich hochstehenden Anthologie des österreichischen Kulturlebens.“<sup>70</sup>

Um besonders viele Frauen zur Mitarbeit zu motivieren, wurden auch jedes Jahr Anzeigen im Almanach geschaltet. Diese lauteten:

„Der Frauennotdienst wendet sich an alle Frauen mit der herzlichen Bitte, als Helferinnen einzutreten. Die öffentliche Fürsorge, die infolge der zu geringen ihr zur Verfügung stehenden Mittel nicht genügen kann, soll ergänzt werden durch das Wirken der Helferinnen. Wir bitten alle mütterlich und sozial empfindenden Frauen dringend, sich uns anzuschließen. Stellen Sie sich die Sache nicht allzu schwer vor. Es harret Ihrer ein Wirkungsfeld zur Betätigung mancher Ihrer bisher ungenützten Kräfte und Begabungen, Aufgaben, die Ihnen tiefe Befriedigung bereiten können. Kommen Sie zu uns und lassen Sie sich über unsere Arbeit aufklären! Jede Frau, die mithelfen will, der ungeheuren Not zu steuern, ist willkommen!“<sup>71</sup>

---

<sup>68</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1935, S. 27.

<sup>69</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1935, S. 8 beziehungsweise S. 10.

<sup>70</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1938 (Wien, 1938) S. 15.

<sup>71</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1935, S. 192. Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1936, S. 189. Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1937, S. 189. Im Almanach des Jahres 1938 findet sich keine Anzeige mehr.

Für die Frauen, die ihre Mitarbeit enthusiastisch zur Verfügung stellten, wurde ein eigenes Abzeichen gestaltet, das Ehrenzeichen des Frauennotdienstes. Dieses wurde jedes Jahr an eine Anzahl besonders bewährter Helferinnen verliehen, 1934 in der Hofburg, 1935 bereits in Wiener Neustadt und in Wien im Alten Rathaus; in den Jahren 1936, 1937 und 1938 fanden sich keine Hinweise auf weitere Verleihungen, die in einem offiziellen Rahmen stattgefunden hätten. Stattdessen wurden die weitreichenden Tätigkeiten hervorgehoben, die durchgeführt worden waren. Zu diesen zählte, Natural- und Geldspenden zu sammeln, Bedürftige mit Milch und Brot zu versorgen<sup>72</sup>, und mit dem Jahr 1936 begann man auch, Bedürftige mit Gemüse zu unterstützen, das wöchentlich zu den Beratungsstellen gebracht wurde. Die sogenannte „Gemüseaktion“ beinhaltete nicht nur das unentgeltliche Aushändigen der Nahrungsmittel aus „heimischer Produktion“<sup>73</sup>, sondern auch Hilfestellung bei der Zubereitung der Nahrungsmittel mit Hilfe einer Broschüre, die nur für diesen Zweck geschaffen wurde, um so „der Hausmutter die vollständige Zubereitung eines, wenn auch einfachen, aber doch auskömmlichen Mahles zu ermöglichen.“<sup>74</sup> Weitere Aktionen waren die Beschaffung von Kohle, Koks, Holz und Bekleidungsstücken, aber auch Wohnungseinrichtungen, die Ausspeisung in den einzelnen Bezirksstellen und das Entsenden von Kindern aufs Land. Im 7. Bezirk gab es eine Küche, in der täglich bis zu 100 Personen ausgespeist wurden. Im Tätigkeitsbericht des Jahres 1937 finden sich unter den erbrachten Leistungen neben den alltäglichen Hilfestellungen auch kuriose Auflistungen wie „6 Brautpaare mit Wohnung und Einrichtung versorgt“ und „3.467 Interventionen bei den verschiedenen Ämtern und Behörden, Ärzten und Anwälten“, „2.500 Paar neu besohlte Schuhe“ und „1.500 Meter Molino und Chiffon“, wobei bemerkt wird, „daß diese Stoffe durch den freiwilligen Arbeitsdienst der Katholischen Frauenorganisation für Kleider beziehungsweise Leibwäsche verarbeitet wurden.“<sup>75</sup>

Für die Helferinnen gab es regelmäßige Besprechungen in ihren Bezirksstellen, die auch eine Berichtspflicht nach sich zogen, um feststellen zu können, in welchen Tätigkeitsbereichen die Frauen sich bewegten. Die Besprechungen hatten aber auch gewiss den Hintergrund der Reflexion und des Austausches, nicht nur, um den Frauen Raum zu geben, über ihre Arbeit zu berichten, sondern sich, wenn notwendig, auch die Meinung anderer Mitarbeiterinnen einholen zu können.

---

<sup>72</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1937 (Wien, 1937) S. 22.

<sup>73</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1937, S. 23.

<sup>74</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1937, S. 23.

<sup>75</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1937, S. 24 ff.

Der Frauennotdienst leistete in den Jahren 1934 bis 1938 sehr viel freiwillige Arbeit, die aus sozialer Perspektive enorm wichtig war, weil viele der Bedürftigen sonst nicht überlebt hätten. Auch wurden „verschämte Arme aus dem Kreise der Intellektuellen, Gewerbetreibenden und freien Berufe“<sup>76</sup> unterstützt und mit Hilfe der vielen ehrenamtlichen Helferinnen ein soziales Netzwerk geschaffen, welches in Wien in diesen Jahren einen großen Stellenwert hatte. Abgesehen von der Bezirksstelle in Wiener Neustadt dehnte sich der Frauennotdienst aber nicht weiter aus. Der Wirkungskreis hatte eine Konzentration im städtischen Bereich und es konnte keine Dezentralisierung stattfinden.

## **Die Katholische Frauenorganisation**

Die Katholische Frauenorganisation (KFO) hatte die Auflösung des Nationalrates begrüßt und befürwortet, weil sie sich mehr Einflussbereiche von Frauen vorstellen konnte und sich auch erhoffte, dass schon allein auf Grund der Namensgebung „Christlicher Ständestaat“ für Frauen mehr erreicht werden sollte und getan würde. Katholische Frauenverbände traten geschlossen der VF bei, weil sie sich eine Verbesserung ihrer Situation erhofften. Diese Erwartungen wurden jedoch zunichte gemacht, da das austrofaschistische Regime Frauen beinahe gänzlich aus politischen Positionen ausschloss.<sup>77</sup>

Der Katholizismus stand als eine Sicherheitsbastion für die Würde und Stellung der Frau, als Bollwerk gegen alles, was für Familie, Mütterlichkeit und auch den Staat bedrohlich werden konnte. Frauen sollten sich nach katholischer Auffassung also hauptsächlich im Interpretationsfeld der Mütterlichkeit bewegen, dessen Bandbreite sich von den Kindern über Arbeiten in karitativen Einrichtungen bis hin zur Parteipolitik erstreckte.<sup>78</sup> Mütter jedoch dürften für eine politische Tätigkeit ihr Hausfrauendasein auf keinen Fall aufgeben. Nichtsdestotrotz war die KFO dagegen, dass die Frauen sich der oben besprochenen Doppelverdienerverordnung willenslos fügten. Denn sollte das Gehalt, das der Mann alleine nachhause brachte, nicht zum Erhalt der Familie ausreichen, so war Arbeiten außer Haus nicht nur rechtschaffen, sondern gleichsam verpflichtend für die Frau.<sup>79</sup>

---

<sup>76</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1937, S. 25.

<sup>77</sup> Lehmann, Brigitte (Hrsg.). Dass die Frau zur Frau erzogen wird. Frauenpolitik und Ständestaat (Wien, 2008) S. 7.

<sup>78</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 79.

<sup>79</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 275.

Die Katholische Frauenorganisation verdichtete die soziale Kontrolle<sup>80</sup> und wirkte im Sinne einer Mischung aus Missionstätigkeit und Fürsorge.<sup>81</sup> „Insgesamt spiegelte der Wohlfahrtsmix im „Christlichen Ständestaat“ keinen Wohlfahrtspluralismus wider, sondern eher eine katholisch akzentuierte, oftmals missionarisch-gegenreformatorisch aufgeladene Inszenierung.“<sup>82</sup> Die Tätigkeitsbereiche der KFO gestalteten sich mannigfaltig, und waren trotzdem fast immer nur in eine Richtung gelenkt. Warf man einen Blick auf die Schulungs- und Aufbauarbeit und die angebotenen Kurse, so fanden sich viele Kurse für Mütter, Hausfrauen und Landfrauen: Mütterschulungen, Mütterkurse, hauswirtschaftliche Kurse, Ausspeiseaktion für bedürftige Mütter, Übergangsherberge für Wöchnerinnen und Schwangere, Unterstützung armer Mütter, „Veranstaltungen, welche der Wiederbelebung alter Sitten und Bräuche im Familien- und Gesellschaftsleben dienen“ und auch „Praktische Vorträge über die Aufgaben der Landfrau in der Familie, Wirtschaft, Volksgemeinschaft und Fürsorge.“<sup>83</sup> Darüber hinaus wurden gemeinnützige Kurse, landwirtschaftliche Kurse, hauswirtschaftliche Kurse, Gesundheits- und Krankenpflegekurse, Heimpflege, Kurse für Kleidung und Heimschmuck veranstaltet. Diese wiederum boten als Vertiefung etwa Kurse für die Herstellung von Lederhandschuhen und für die Hausschuherzeugung.<sup>84</sup>

Fanny Starhemberg fasste in der 1934 herausgegeben Broschüre der KFO Oberösterreich treffend zusammen, worum es der KFO allgemein ginge und auch in Zukunft gehen werde:

„Heute, an der Schwelle des neuen Österreich, das uns höchste Erfüllung unserer Sehnsucht bedeutet, steht die Katholische Frauenorganisation bereit, ihr Ganzes einzusetzen, um an der Wiederaufrichtung unseres Vaterlandes, an der Wiedergeburt unseres Volkes werktätig Anteil zu nehmen. Die katholischen Frauen Österreichs haben sich nie umstellen brauchen, sie waren seit der Schaffung der Katholischen Frauenorganisation durch und durch katholisch und durch und durch österreichisch eingestellt. Unsere Frauenarbeit war immer nur auf dieses Ziel gerichtet, und so braucht unsere Arbeit nur in den gleichen Linien und nach den gleichen Grundprinzipien fortgeführt zu werden. Auch wir bekennen uns zu der großen Mission, die der verstorbene Märtyrerkanzler Dr. Dollfuß, der uns Frauen ein so verständnisvoller Helfer und Förderer war, in die Wege geleitet hat. An der Erfüllung dieser Mission mitzuarbeiten, zu

---

<sup>80</sup> Hanisch, Ernst. Der politische Katholizismus, S. 79.

<sup>81</sup> Melinz, Gerhard. Fürsorgepolitik(en), in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 238-252, hier S. 240.

<sup>82</sup> Melinz, Gerhard. Fürsorgepolitik(en), S. 246.

<sup>83</sup> 20 Jahre Katholische Frauenorganisation für Oberösterreich 1914-1934. (Linz, 1934) S. 9.

<sup>84</sup> Ebenda, S. 10 ff.

deren Verwirklichung zu helfen, wird das Ziel unseres Strebens und die Erfüllung unserer Lebensarbeit sein.“<sup>85</sup>

In derselben Broschüre schrieb auch der Landeskonsulent Dr. Franz Eibelhuber, dass die Frauen so viele selbstlose Taten hatten sprechen lassen, dass „soviel Sonne in müde Herzen getragen“ worden war und Not gelindert worden war, dass die Frauen in ihren katholischen Pflichten so aufgegangen waren und sie dies ebenso fortführen sollten in Hinblick auf den „Bau eines friedlichen, von katholischen Grundsätzen beglückten Österreich.“<sup>86</sup>

Aus den Worten Starhembergs als auch Eibelhubers lässt sich eindeutig herauslesen, inwieweit die KFO darauf baute, Frauen nicht dabei zu unterstützen, ein eigenes Berufsleben anzustreben. Im Gegenteil, durch die verschiedenen Kurse und Aktivitäten, aber auch den Ansporn zu Wohltätigkeit und Nächstenliebe wurde das Frauenbild des Austrofaschismus auch hier ganz stark gefördert. Frauen auf ihre Fürsorgeaktionen zu reduzieren, prägte enorm das gesellschaftliche Bild, von dem man sich im Grunde seit Beginn des Jahrhunderts zu verabschieden versucht hatte. Die KFO jedoch passte sich in ihren Auffassungen den kirchlichen Institutionen an, die die Ehe als den „natürlichen Beruf“<sup>87</sup> der Frauen sahen. Es gab kaum Stimmen in der KFO, die die Frauenerwerbstätigkeit befürworteten, und so wurde das konservativ-klerikal gezeichnete und praktizierte Bild zu einem festen Bestandteil der KFO im Austrofaschismus. Nicht außer Acht zu lassen ist hier natürlich, dass dieses Bild bereits zuvor ein wesentlicher Bestandteil aller katholischen Organisationen, nicht nur der Frauenorganisationen gewesen war, von 1934 bis 1938 aber noch mehr verankert wurde.

## **Der Freiwillige Arbeitsdienst**

Der Freiwillige Arbeitsdienst (FAD) entstand aus der „Not der Zeit“<sup>88</sup>, bedingt durch die hohe Arbeitslosigkeit der Zwischenkriegszeit. Er sah es als sein erklärtes Ziel, arbeitslose Menschen aus der „unfreiwilligen Untätigkeit“<sup>89</sup>, zumindest auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt, herauszuführen und ihnen eine Betätigungsmöglichkeit zu geben, insbesondere den jugendlichen Arbeitslosen, egal, ob männlich oder weiblich. Für die arbeitslose Jugend war das Nichtstun mit Gefahren verbunden, deren sich die Regierung durchaus bewusst war.

---

<sup>85</sup> Starhemberg, Fanny. Zum Geleite. 20 Jahre Katholische Frauenorganisation für Oberösterreich 1914-1934. (Linz, 1934) S. 3.

<sup>86</sup> 20 Jahre Katholische Frauenorganisation für Oberösterreich 1914-1934, S. 14.

<sup>87</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 274.

<sup>88</sup> Hammerl, Josef, Keller, Franz (Hrsg.). Der freiwillige Arbeitsdienst in Österreich (Wien, 1933) S. 7.

<sup>89</sup> Ebenda.

Gerade durch diese Untätigkeit würde die Nationalsozialistische Partei einen weitaus regeren Zulauf für sich verbuchen können. Hätte sich Österreich in einer besseren wirtschaftlichen Lage befunden, so hätte der FAD keine Existenzberechtigung gehabt. Der FAD war in ein mit Ethik und Pädagogik verbundenes Feld einzustufen.<sup>90</sup> Dieses beschränkte sich jedoch völlig auf gemeinnützige Arbeiten, die ernst zu nehmen waren und nicht etwa eine spielerische Betätigung darstellen sollten. Vor allem aber durften sie nicht in Zusammenhang mit „Erwerbszwecken“<sup>91</sup> stehen und liefen unbedingt unter dem Aspekt der zusätzlichen Arbeit. Das bedeutete, dass der FAD nicht für Arbeiten herangezogen werden konnte, die mit normal entlohten Arbeitskräften auch funktionierten und ausgeführt werden konnten. Nur in bestimmten Ausnahmesituationen konnten bezahlte Kräfte hinzugezogen werden, nämlich dann, wenn Spezialkenntnisse für die jeweiligen Tätigkeiten erforderlich waren und diese Fachkräfte nicht unter den Personen des FAD zu finden waren.<sup>92</sup> Zur Anforderung des FAD waren öffentlich-rechtliche Körperschaften und andere juristische Personen berechtigt, aber nur wenn sie gemeinnützige Zwecke verfolgten. Als für die Allgemeinheit nützlich wurden Arbeiten unter kulturellen oder volkswirtschaftlichen, sowie gesundheitlichen oder sozialen Gesichtspunkten, wie zum Beispiel der Bau von Straßen oder Bewässerungssystemen, Erschließung von Natur, Naturschutz, Hilfeleistung bei Naturkatastrophen, Arbeiten zur Förderung gesundheitlicher oder sportlicher Ertüchtigung, also der Bau von Spiel- und Sportplätzen, Garten- oder Badeanlagen errichtet.

Für den weiblichen Teil des FADs kamen eher die sozialen Betätigungsfelder in Frage: Jugendarbeit, Krankenfürsorge, Kinderbetreuung in Horten, Heimen und auch bedürftigen Haushalten. Damit einhergehend waren auch die Kinderfürsorge und die Armenfürsorge, hier speziell Haushaltsarbeiten und andere Hilfeleistungen bei bedürftigen alten und kranken Personen; Arbeiten in Jugendherbergen und Wanderherbergen, Ausspeisungsaktionen, Betätigung in Näh- und Reparaturwerkstätten, und auch das Schaffen von Bildungseinrichtungen aller Art, sowie die Mitarbeit in Bibliotheken und in Museen.<sup>93</sup> Das Arbeiten im Interesse der Allgemeinheit hatte große Bedeutung. Für Frauen gab es im FAD ein eigenes Betätigungsfeld, das wesentlich eingeschränkter war als das männliche. Auch belief sich die Anzahl der Frauen auf nur rund 20 Prozent der Dienstfreiwilligen.<sup>94</sup> Schon bei

---

<sup>90</sup> Ebenda, S. 8.

<sup>91</sup> Ebenda, S. 11.

<sup>92</sup> Weinberger, Wilhelm. Der freiwillige Arbeitsdienst in Österreich. 1932-1938. Eine staatliche Maßnahme zur Arbeitsbeschaffung. Diplomarbeit (Wien, 1987) S. 18.

<sup>93</sup> Hammerl, Josef, Keller, Franz (Hrsg.). Arbeitsdienst, S. 12 ff.

<sup>94</sup> Weinberger, Wilhelm. Arbeitsdienst, S. 84.

den Überlegungen zu den verschiedenen Tätigkeitsbereichen war die soziale Fürsorge der Punkt, der für die Frauen bestimmt war. Auf Grund von Unterbringungsschwierigkeiten in den ländlicheren Gegenden Österreichs waren die weiblichen freiwilligen Arbeitskräfte vermehrt im städtischen Bereich eingesetzt, und hier überwiegend in Wien. 1934 waren über 450 Frauen im FAD gemeldet. Der Verein „Jugend in Arbeit“ hatte 30 Mädchenstellen und 11 Nähstellen. Dort waren insgesamt 1170 Mädchen tätig.<sup>95</sup> Die Mädchenstellen hatten eine Fachfürsorgerin, die die jungen Frauen den bedürftigen Familien zuteilte. Männer wurden für keine dieser Tätigkeiten herangezogen. Die Nähstellen wiederum leisteten Ausbesserungsarbeiten für die Arbeitsbekleidung der männlichen Arbeitskräfte und nähten für Jugendämter, die Winterhilfe, Fürsorgeinstitute, die Caritas, Kinderschutzorganisationen, den bereits erwähnten Frauennotdienst und das Mutterschutzwerk.<sup>96</sup> Auch eine eigene Dienstwäscherei wurde geführt. Darüber hinaus gab es an weiblichen Organisationen im FAD noch die drei Gemüsebaulager in Klosterneuburg, Schwechat und Eßling, deren Ertrag je nach Bedarf für die eigenen Arbeitsdienstlager oder für die Caritas verwendet wurde.

Grundsätzlich war der FAD nur für Menschen, die auf Arbeitssuche waren, vorgesehen: der ausgesteuerte Arbeitslose, der jugendliche Arbeitslose, und auch der Bezieher der Arbeitslosenunterstützung, vorausgesetzt, sie waren arbeitsfähig. Vor 1934 gab es eine Altersbeschränkung von 21 Jahren, älter durften die Personen nicht sein, dann wurde das Alter auf 25 Jahre hinaufgesetzt, später sogar auf 28.<sup>97</sup> Man war sich auch dessen bewusst, dass manche dieser Arbeiten zuweilen die Unterbringung in geschlossenen Arbeitslagern notwendig machen würden, wo die freiwilligen Arbeitskräfte Unterkunft und Verpflegung zur Verfügung gestellt bekamen. Wollte man nun die Arbeitskräfte des FAD in Anspruch nehmen, so musste ein Antrag auf Zulassung gestellt werden, also eine behördliche Bewilligung bei der zuständigen Industriellen Bezirkskommission.<sup>98</sup> Mit dieser Zulassung kam dann auch eine finanzielle Förderung zum Tragen. Die Kommission hatte das Recht, die zugelassenen Tätigkeiten zu überprüfen, aber auch zu widerrufen, falls die Kontrolle zu ergäbe, dass durch „vorsätzliche Irreführung“ falsche Tatsachen vorgetäuscht worden waren.<sup>99</sup> Für die Personen, die sich für den FAD meldeten, galt, dass sie sich jederzeit daraus zurückziehen konnten, ohne einen Grund angeben zu müssen. Der FAD war also für Frauen

---

<sup>95</sup> Ebenda. Vgl. auch Strohmayer, Maria. Vom weiblichen Arbeitsdienst. in: Arbeitsdienst. Ein Blatt der Jungen. Verein freiwilliger Arbeitsdienst FAD. 1. Jahr, Folge 2; Mai 1934 (Wien, 1934) S. 10.

<sup>96</sup> Weinberger, Wilhelm. Arbeitsdienst, S. 85.

<sup>97</sup> Ebenda, S. 6.

<sup>98</sup> Hammerl, Josef, Keller, Franz (Hrsg.). Arbeitsdienst, S. 24.

<sup>99</sup> Ebenda, S. 29.

und Männer gleichermaßen zugänglich und ein weiteres Instrument, das es im Austrofaschismus gegen die stetig wachsende Arbeitslosigkeit gab. Auch in dieser Organisation gab es Festivitäten, zu deren Anlass offizielle Vertreter angefragt wurden. Im Sommer 1934, bei einer Fahnenweihe des FAD, war Herma Schuschnigg Fahnenpatin. Sie übernahm hier eine öffentliche Funktion, um als Vorbild und Motivation für diejenigen Menschen zu dienen, die freiwillig ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellten. In der kurz nach ihrem Tode verfassten Biografie wurde sie wie folgt beschrieben:

„Einfach war diese Frau, schlicht und bescheiden, ein österreichisch Menschenkind. Für die Armen und Einfachen hat sie sich eingesetzt, hat für sie gearbeitet und ihnen geholfen, rastlos, Tag und Nacht.“<sup>100</sup>

Damit sollten sich dann also die Menschen identifizieren, die den freiwilligen Arbeitsdienst versahen. Für viele war eine solche Identifikation in wirtschaftlich prekären Zeiten tatsächlich notwendig. Auch die Aufgaben, die der FAD zur Verfügung stellte, und die Leistungen, die, wenn auch auf freiwilliger Basis angefordert, durchaus die Tage füllen konnten, waren wichtig. Adolfine Schumann schrieb über diese Zeit: „Die meisten Männer waren arbeitslos, und nichts ist demoralisierender für einen Menschen, als arbeiten zu wollen und keinen Platz zu finden.“<sup>101</sup> Zieht man die 1933 erstmals veröffentlichte Studie von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel hinzu, so weiß man, was die Arbeitslosigkeit mit Menschen machen konnte und kann. Hier ist allerdings immer zu beachten, dass Frauen ihren Tag trotz Arbeitslosigkeit auszufüllen vermochten<sup>102</sup>, während Männer die Zeit zum größten Teil mit Nichtstun zubrachten.<sup>103</sup> Für junge Mädchen stellte der FAD oft eine neue Aufgabe dar, die für sie sinnvoll war.

„„Seitdem ich im FAD bin, arbeite ich gerne. Ich könnte gar nicht mehr so dasitzen und in die Luft schauen, wie ich es früher gemacht...“ Solche und ähnliche Äußerungen hören wir nicht selten von den Mädchen. [...] [Der] Erfolg besteht nicht nur darin, daß die

---

<sup>100</sup> Birk, Bernhard. Herma von Schuschnigg (Innsbruck/Wien/München, 1935) S. 29.

<sup>101</sup> Dressel, Gert, Müller, Günter (Hrsg.). Geboren 1916. Neun Lebensbilder einer Generation (Wien, 1996) S. 231.

<sup>102</sup> Für Frauen, die bereits Mütter sind, trifft diese Aussage eher zu als für Frauen ohne Kinder. Trotzdem ist auch hier zu betonen, dass die Frauen in der Arbeitslosigkeit jene Tätigkeiten zu ihren Hauptaufgaben machen, die sie (speziell in Marienthal) sonst nach einem achtstündigen Arbeitstag noch nebenbei erledigten. Dass also im FAD hauptsächlich sehr junge Frauen bevorzugt aufgenommen wurden, ist leicht nachvollziehbar, auch dass die jugendlichen Arbeitslosen generell gerne im FAD gesehen waren, weil sie als gefährdeter eingestuft wurden.

<sup>103</sup> Jahoda, Marie, Lazarsfeld, Paul F., Zeisel, Hans. Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit (Allensbach, Bonn 1975) S. 88 ff.

Mädchen im allgemeinen Freude an der Arbeit haben, sondern daß sie die echte frauliche Arbeit, die ihnen oft ganz ungewohnt ist, schätzen und lieben lernen. [...] Viele lernten erst im FAD. die hauswirtschaftlichen Arbeiten und führten schließlich musterhaft die Küche für arme Kinder in den Ferienmonaten. [...] Da wir für die Familie erziehen, darin besteht schon ein Unterschied in der Art der Arbeit zwischen dem männlichen und weiblichen Lager. Nicht minderwertig ist die Frauenarbeit, aber andersartig. Echtes Frauentum ist Dienst am anderen, während bei der Arbeit des Mannes die sichtbare Leistung im Vordergrund steht. Beide Arbeitsweisen sind notwendig, beide Arbeitsweisen sind vom Herrgott gewollt, beide Arbeitsweisen also müssen für den FAD. gelten! Für die Mädchen eine Tätigkeit, die der weiblichen Eigenart zukommt, die aber genau so gemeinnützig, zusätzlich und wertvoll ist. Das ist die katholische Auffassung! [...] Unsere Sorge gilt vor allem dem Aufbau der Familie und daher steht im Vordergrund unseres Wollens der Dienst an den Müttern. Und zwar der Dienst an der gesunden christlichen Familie, nicht nur an der sittlich gefährdeten Familie, bzw. der Fürsorgearbeit für Verhältnisse, die wir nicht als Familie bezeichnen können.“<sup>104</sup>

In diesem Zitat aus Maria Strohmayers Aufsatz über den weiblichen freiwilligen Arbeitsdienst spiegelt sich in nahezu perfekter Weise die austrofaschistische Auffassung der Weiblichkeit wider. Aus Strohmayers Aufsatz geht hervor, wofür und wie im FAD geworben und erzogen wurde. Lektionen über die Mütterlichkeit und die Nützlichkeit einer solchen Lebensgestaltung waren also Teil des Konzepts für die Schulung der jungen Mädchen im FAD. So gesehen mag der FAD also für Frauen wiederum eine möglicherweise umstrittene, weil auf die damalig typisch weiblichen Ideale gebaute Funktion gehabt haben. Diese Funktionen dürfen aber speziell im Falle des FAD nicht nur als negativ behaftet gesehen werden, weil eben, wie zuvor ausgeführt, die Bedeutung für arbeitslose Frauen (und Männer) in freiwilliger Arbeit nicht unwichtig war und der FAD so gleichzeitig auch positive Dinge bewirkte.

Zusammenfassend für alle Organisationen gilt zu sagen, dass das, was man heute als „Networking“ bezeichnen würde, zwischen einigen dieser Organisationen und natürlich auch innerhalb jeder einzelnen ausgezeichnet funktionierte. Sehr viele Frauen waren in Verbänden organisiert und kannten einander. So wurde viel geleistet, und diese Leistungen waren damals wie heute wichtig. Freiwillige, ehrenamtliche, karitative Tätigkeiten von Frauen (und Männern) waren und sind eine bedeutende Stütze jeder Gesellschaft; ohne sie würden sich die Sozialsysteme sofort mit der Gefahr des Zusammenbruchs konfrontiert sehen.

---

<sup>104</sup> Strohmayer, Maria. Arbeitsdienst, S. 10.

„Überall ging es darum, daß Frauen über persönlichen Einsatz und private Spendenfreudigkeit die Defizite im Sozialsystem lindern sollten, denn vom Anspruch auf finanzielle Unterstützung war man wieder zum System des Almosens übergegangen.“<sup>105</sup>

Für die Zeit des Austrofaschismus, der mit dem Verbot der Sozialdemokratie ein wichtiges Gefüge des sozialen Gedankengutes unterband, und mit den vielen vorhandenen und neu ins Leben gerufenen Organisationen für, von, durch und mit Frauen, findet sich ein bestürzendes Element innerhalb dieser Strukturen, das allen gemein war: das Konservative und Rückschrittliche, das wirklich nur einen Frauentypus zuzulassen schien. Selbstständiges Denken und Handeln außerhalb der häuslich geprägten Materie war Unbill und nicht gewünscht, weder von den Führern des patriarchalisch dominierten Systems noch von den meisten wortführenden Frauen selbst.

#### ***4.4 Der Muttertag***

1924 wurde der Muttertag erstmalig in Österreich eingeführt und auch in allen Bundesländern begangen. Die Initiative dafür wird noch immer Marianne Hainisch, der Mutter des damaligen Bundespräsidenten Michael Hainisch, zugeschrieben. Am 2. Sonntag im Mai war die Mutter ehrenvoll zu behandeln und an sie zu denken. Das wurde in den 20er und 30er Jahren zu einer Maxime, bezogen sowohl auf die lebenden als auch auf die verstorbenen Mütter; deren Gedenken in Ehren zu halten, war an diesem Tag ein wichtiger Punkt. Es ging im Wesentlichen darum, der Mutter zu danken. Wofür und womit gedankt wurde, blieb den jeweiligen Akteuren bei Feiern und Inszenierungen, waren sie nun privater oder öffentlicher Natur, selbst überlassen. Das ständige, selbstlose und immerwährende Aufopfern und Geben der Mutter musste den Kindern Dank wert sein.<sup>106</sup> Die Feiern konnten nun nur im Familienverband stattfinden, gemeinsam in der Pfarre begangen werden, oder aber im besten Fall beides beinhalten, den gemeinsamen Messgang der ganzen Familie und eine Feier zuhause. Für das katholische Milieu war der Muttertag zwar in seiner Benennung neu, nicht aber die Idee, denn auch Marienfeiertage waren als Muttertage zu sehen.<sup>107</sup> Der Muttertag entstammte also in seinen Grundsätzen dem kirchlichen Denken und wurde aus diesem Grund

---

<sup>105</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Mutteropfer, S. 67.

<sup>106</sup> Boesch, Alexander. Das Muttertagsreden. Einführung in den Muttertag und das Muttertagsreden des politischen Katholizismus in Österreich, in: Boesch, Alexander, Leuchtenmüller-Bolognese Birgit, Knack, Hartwig (Hrsg.). Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung. Museum für Volkskunde (Wien, 2001) S. 27-53, hier S. 33.

<sup>107</sup> Boesch, Alexander. Muttertagsreden, S. 38.

am Anfang auch von der Sozialdemokratie abgelehnt.<sup>108</sup> Im Austrofaschismus wurde der Muttertag freilich zu einem wichtigen, beinahe schon politischen Ereignis hochstilisiert, um auch mit diesem Feiertag eine tatkräftige Aussage gegen den Verfall der Gesellschaft zu haben. Diese war ja vom Materialismus, Marxismus und von selbstständig denkenden, außerhalb des eigenen Heims arbeitenden Frauen bedroht, die es (aus welchen Gründen auch immer) nicht mehr als ihre alleinige Aufgabe ansahen, in ihrer Rolle als Mutter aufzugehen. Viele Probleme wurden auf den Egoismus der Frauen zurückgeführt, die sich dem wahrhaftigen Lebenssinn entzogen hatten.<sup>109</sup> Sittliche Gedanken, von den ständestaatlichen Idealen geprägt, mussten an diesem Tag als positives Beispiel fungieren. „Die sakrale Mutterliebe, das profane Mutteropfer, die Reinheit, das [...] Mutterglück“ und die Mutter in ihrer Rolle als „Stütze des Vaterlandes, der Nation, der Gesellschaft“<sup>110</sup> und auch als Refugium waren das Idealbild der am Muttertag noch intensiver als sonst propagierten Frauengestalt. Hatte der Muttertag einstmals die Funktion gehabt, auf die ohne Bezahlung geleisteten Tätigkeiten der Frauen hinzuweisen, so war das im Austrofaschismus anders:

„Es ging im „christlichen Ständestaat“ nicht mehr um die Arbeit, nicht um die frauenbewegten Forderungen zur Erleichterung der Arbeit und deren gesellschaftliche Sichtbarmachung und Anerkennung, sondern um das ideologisch überhöhte Opfer, das im religiösen Kontext von den katholischen Müttern zu erbringen war.“<sup>111</sup>

Innerhalb der Frauenorganisationen wiederum gab es unterschiedliche Auffassungen zum Thema Mutterschaft und demgemäß auch zum Muttertag. Während Fanny Starhemberg und Mina Wolfring, die das Frauenreferat und das Mutterschutzwerk leiteten, sowie Leopoldine Miklas, die Gründerin des Frauennotdienstes, und Herma Schuschnigg dem Muttertag gegenüber sehr positiv gesinnt waren, stand die frühere Christlichsoziale Politikerin Alma Motzko dem alleine auf die Mutterrolle reduzierten Frauenbild doch kritisch gegenüber. Sie kämpfte für das Recht der Frauen, vom Mann unabhängig zu sein, stand aber auf der anderen Seite für den konservativen Katholizismus. Sie lebte in einer kinderlosen „Josefsehe“ und vertrat den Gedanken der Jungfräulichkeit.<sup>112</sup>

Im Austrofaschismus nun war der Muttertag zu einem vom Staat fixierten, beinahe schon gesetzlichen Feiertag gemacht worden. Für den Staat waren diese Muttertagsfeiern ein

---

<sup>108</sup> Ebenda, S. 39.

<sup>109</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Mutteropfer, S. 68.

<sup>110</sup> Boesch, Alexander. Muttertagsreden, S. 47.

<sup>111</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Mutteropfer, S. 61.

<sup>112</sup> Ebenda, S. 63.

wichtiges Propagandamittel, und so wurde der Muttertag zu einem kleinen, aber ernstzunehmenden Teil des Austrofaschismus. An diesem Tag fanden alljährlich groß inszenierte Feiern statt; besonders betont wurde der Muttertag in der Hauptstadt Wien; im ländlichen Bereich war dies von Bundesland zu Bundesland verschieden. Während beispielsweise in Tirol und im Burgenland etliche Feiern abgehalten wurden, gab es im Bundesland Kärnten eine geringere Anzahl an Festen. Dies spiegelte sich auch in der Anzahl der verteilten Lebensmittelpakete wider; wurden im Burgenland anlässlich der Feierlichkeiten 1936 mehr als 8000 solcher Hilfspakete verteilt, waren es in Kärnten nur knapp 400.<sup>113</sup> Dass die Inszenierung nicht ohne Hilfe der Politiker und hier ganz speziell auch ihrer Ehefrauen gelingen konnte, war ein Faktum. Hinweise auf die Muttertagsfeier des 1. Mai 1934 finden sich vor allem bei Alwine Dollfuß, deren Kinder auf diese Weise auch Teil der perfekten Inszenierung der ständestaatlichen Muttertagspolitik wurden. Als am 1. Mai 1934 die neue Verfassung proklamiert wurde, erinnerte sich Eva Dollfuß daran, dass für sie als Kinder extra Biedermeierkostüme angefertigt worden waren, die sie dann beim Umzug in einem Wagen mit einem Pony präsentieren sollten und mit denen sie an diesem Tag auch ihre Mutter überraschen wollten. „Die Muttertagswünsche überbringen wir im Herrenzimmer, in biedermeierlicher Pracht, Papa ist dabei, und Mama scheint doch überrascht von den Kostümen.“<sup>114</sup> Am 1. Mai 1934 fielen auf diesen Tag also ausnahmsweise der Muttertag, die Proklamation der neuen Verfassung, und damit die weitere Demütigung der Sozialdemokratie, der dieser für sie wichtige Tag genommen wurde.

Kurt Schuschnigg nahm 1936 und 1937 an mehreren Muttertagsfeiern teil, 1937 sogar an neun Feiern in verschiedenen Bezirken, auch hielt er eine Muttertagsrede im Saal des Wiener Musikvereins. Die Ehefrauen der Politiker nahmen auch jedes Jahr an den Feierlichkeiten teil. Der katholische Gedanke des karitativen Tätigseins ging speziell an diesem Tag einher mit einer Vermittlung und Versöhnung zwischen katholischer Weiblichkeit und den doch im Gegensatz dazu stehenden Frauen der Arbeiterklasse.<sup>115</sup>

„Die berufsständische Logik adaptierend wurde die Mutter nicht zu einem Stand, aber zu einem Symbol gesamtgesellschaftlicher Versöhnung weiter ausgebaut.“<sup>116</sup> Es fand also nicht nur eine Hochstilisierung, sondern gleichzeitig auch eine Institutionalisierung der Mutter statt.

---

<sup>113</sup> Ebenda, S. 64.

<sup>114</sup> Dollfuß, Eva. Mein Vater: Hitlers erstes Opfer (Wien, 1994) S. 294.

<sup>115</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 272.

<sup>116</sup> Boesch, Alexander. Muttertagsreden, S. 44.

Im Frauenjahrbuch 1934 fand sich sogar „Ein kleines Spiel zu Muttertag“<sup>117</sup>. Dieses kurze Schauspiel von Margarete Seemann hatte als Ort der Handlung ein Zimmer (also wiederum der Ort der Häuslichkeit), in das nach und nach die verschiedensten erwachsenen Menschen eintraten. Die beiden Kinder Edi und Leni waren bereits da und hatten für ihre Mutter alles hergerichtet:

„[A]uf dem Tisch ein weißes Tischtuch, darauf ein Blumenstöckerl, eine Schachtel mit Zucker, ein kleines Herz aus Plastilin, mit Glassteinchen geschmückt, eine Wunschrulle; Leni ist eben beschäftigt, einen Gugelhupf hereinzutragen und stellt ihn auf den Tisch. Edi geschäftig hin und her; hebt Papiere auf, bläst Staub weg u. ä.“<sup>118</sup>

Die Kinder zeigten sich irritiert, weil am Muttertag so viele Menschen zu ihnen zu Besuch kamen, wo es doch einzig und allein wichtig war, an diesem Tag der Mutter die höchste Ehre zu Teil werden zu lassen. Doch als dann die erwartete Mutter endlich zur Tür hereintrat und die Gäste erblickte, kannte sie diese alle und überließ ihnen nun, sich selbst den Kindern vorzustellen. So kamen ein Schneider, ein Schuster und ein Arzt zu Wort, genauso wie eine Köchin, eine Wäscherin und eine Pflegerin. Die hier stereotypisierten Berufsgruppen erzählten in kurzen Versen von ihrer Tätigkeit und lobten gleichzeitig die Mutter, die all diese Berufe in ihrer Mutterschaft vereinen musste. Das Spiel endet mit dem Vers „Mir all' miteinander und no viel dazua, für a anzige Muatter ist das no net gnua!“<sup>119</sup> Anhand dieses kurzen Sing- und Schauspiels verstärkte sich noch einmal mehr die Verehrung der Mutter an diesem einen Tag.

Einhergehend mit diesen Inszenierungen war eine Prämierung von besonders fleißigen und vorbildlichen Müttern durch das Mutterschutzwerk vorgesehen. Bei dieser Verleihung wurde auch sehr deutlich, welche „Idealmutter“ dem austrofaschistischen Regime vorschwebte. Denn 1935 erhielten jene Mütter eine Auszeichnung, die trotz Kinderreichtum keine Hilfe der Fürsorge in Anspruch nehmen hatten müssen. Die Mutterschaft an sich reichte also nicht für eine Prämierung, denn einer der Kritikpunkte hier war der Nachwuchs, der dem Staat zur Last fallen würden, weil diese Kinder oft ohne Plan ins Leben gesetzt worden waren und mit Kindern, die „aus der Gosse“ kamen, konnte kein neuer Staat Österreich aufgebaut werden, so

---

<sup>117</sup> Frauenjahrbuch 1934 (Wien, 1934) S. 129-133, hier S. 129.

<sup>118</sup> Ebenda.

<sup>119</sup> Ebenda, S. 133.

wie das Regime dies angedacht hatte.<sup>120</sup> Es ging also eher darum die guten Mütter zu ehren, und weniger die bedürftigen, denn diese hatten ja eine wesentlich geringere bis gar keine vorbildliche Wirkung inne. Um überhaupt in den „Genuss“ dieses Diploms kommen zu können, musste man im Ständestaat zumindest die Mutter von drei Kindern sein, durfte keine Staatshilfe in Anspruch genommen haben und hatte Mitglied bei der VF zu sein.<sup>121</sup>

Die Inszenierung des Muttertages hatte also im Austrofaschismus zwei wichtige ideologische Inhalte. Zum einen den Gedanken der Klassenversöhnung, denn Mütter gab es logischerweise in jeder Bevölkerungsgruppe. Durch diesen Gedanken sollten sich die Mütter Österreichs alle auf einer Ebene sehen und wohl zu einer großen mütterlichen Einheit verschmelzen. „Die Auflösung der Klassengegensätze in der Mütterlichkeit“<sup>122</sup> war also ein eindeutig verfolgtes Ziel dieser Inszenierung des Muttertags. Zum anderen sollte der Muttertag den Gedanken des Bevölkerungswachstums mit der Mutterschaft verbinden und konnte als perfekter Anlass genommen werden, um über „pronatalistische Bevölkerungspolitik“<sup>123</sup> zu sprechen, zu referieren und zu publizieren.

#### ***4.5 Erziehung der Frauen im schulischen Bereich***

Klarerweise wurde zur Zeit des Austrofaschismus auch besonders im außerhäuslichen Erziehungsbereich, also in der Schule, darauf geachtet, dass sich die Ideen und Ideale des Regimes in den Bildungseinrichtungen wiederfinden würden. Dies betraf nun nicht nur die Erziehung von Frauen im schulischen Bereich. Sowohl Mädchen als auch Buben hatten sich an ein neues Erziehungssystem zu gewöhnen, daher ist eine kurze Darstellung des erzieherischen Bereichs notwendig.

Für jeden politischen Wechsel ist es von enormer Wichtigkeit, in allen möglichen Bereichen darauf zu achten, den Menschen die richtig erscheinenden Ansichten bereits in jungen Jahren anzuerziehen, ihnen diese wirklich geradezu einzutrichtern. Nichts einfacher als das, wenn man den schulischen Bereich heranzieht, dessen Angestellte sich für die Bildung und vermehrt für die Erziehung der Kinder und Jugendlichen verantwortlich zeigten. „Man erwartete also [...] von der Schule, daß in ihr Normen und Einstellungen vermittelt wurden, die den Vorstellungen der jeweils dominanten Gruppierungen und Strömungen

---

<sup>120</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 270.

<sup>121</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Mutteropfer. S. 61. und Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 270.

<sup>122</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 272.

<sup>123</sup> Ebenda.

entsprachen.“<sup>124</sup> Nicht nur mündige und selbstständig denkende Staatsbürger, die in den „fundamentalen Kulturtechniken“<sup>125</sup> des Schreibens, Lesens und Rechnens ausgebildet worden waren, sollten hier erzogen werden, sondern auch Menschen, die, geprägt durch die Erziehung, ihre Zustimmung zum politischen System gaben.

Es gab also mit der Ausschaltung des Nationalrates neue Ziele auf erzieherischem Gebiet, die sich in drei Bereiche gliedern: An erster Stelle fand sich die religiöse Erziehung, die unter dem damaligen Unterrichtsminister Anton Rintelen wieder Teil der schulischen Erziehung wurde.<sup>126</sup> Mit dieser Maßnahme sollte eine religiös-sittliche, in sich geschlossene Ausgewogenheit hergestellt werden, die für die Zukunft des Landes Österreich wichtig erschien, um gleichzeitig mit der „sozialistischen Illusion abzurechnen.“<sup>127</sup> So mussten Lehrkräfte und Beamte bei vaterlandstreuen, kirchlichen Feiern anwesend sein und ihre Schützlinge dazu anhalten, ebenfalls daran teilzunehmen, ja sogar die Osterbeichte der Kinder musste überwacht werden.<sup>128</sup> Darüber hinaus wurde das Schulgebet wieder verpflichtend eingeführt und musste zum Beginn und zum Ende sowohl des vormittäglichen als auch des nachmittäglichen Unterrichts gesprochen werden.

Neben der religiösen Erziehung gab es als zweiten Punkt in diesem Konzept das Bewusstmachen einer vaterländischen Idee. Junge Männer und Frauen sollten also Heimatliebe, Vaterlandstreue und eine Verbundenheit zum österreichischen Volkstum entwickeln, und all das unter dem wachenden Auge ihrer Erzieher. Diese vaterländische Erziehung war 1933 aber noch nicht konkretisiert worden, sondern eher in allgemeinen Floskeln umschrieben worden.<sup>129</sup> Einzig, dass der gesamte Schulunterricht und das Erziehungswesen von „vaterländischem Geist“<sup>130</sup> durchzogen sein sollte, war eindeutig festgelegt.

---

<sup>124</sup> Dachs, Herbert. Das Frauenbild in der Schule des Austrofaschismus, in: Ardelt, Rudolf, G., Huber, Wolfgang J.A., Staudinger, Anton (Hrsg.). Unterdrückung und Emanzipation: Festschrift für Erika Weinzierl. Zum 60. Geburtstag (Wien, Salzburg, 1985) S. 83-99, hier S. 83. Vgl. auch Dachs, Herbert. Schule und Politik. Die politische Erziehung an den österreichischen Schulen 1918-1938 (Wien, 1982) S. 229.

<sup>125</sup> Dachs, Herbert. Frauenbild, S. 83.

<sup>126</sup> Dachs, Herbert. Frauenbild, S. 84.

<sup>127</sup> Ebenda. Vgl. auch Staudinger, Anton. „Österreich“-Ideologie, S. 40.

<sup>128</sup> Hanisch, Ernst. Der politische Katholizismus, S. 77.

<sup>129</sup> Dachs, Herbert. Schule und Politik, S. 231.

<sup>130</sup> Ebenda, S. 329.

Die dritte Vorstellung, der sich die damaligen Lehrplanverfasser hingaben, hatte mit den sozial-volkstreuen<sup>131</sup> Elementen zu tun, die sich wiederum mit den bereits unter Punkt zwei erwähnten vaterländischen Ideen gut verbinden ließen. Wichtig war also das Bewusstmachen eines österreichischen, ständischen Staates, der sich abgrenzte von den umliegenden Staaten und deren politischen Ideen. Die Verankerung dieser wesentlichen Grundsätze sollte schon im schulischen Erziehungsbereich beginnen, da die Konfrontationen zwischen VF-Anhängern und Nationalsozialisten nicht etwa erst an der Universität begannen, sondern bereits in der Mittelschule ihren Anfang nahmen. So musste die deutliche Abgrenzung in jungen Jahren erfolgen, in denen die Kinder noch formbar waren.<sup>132</sup>

Auch die Schulbücher wurden grundlegend reformiert, denn die im Gebrauch befindlichen Lehrbücher stimmten mit den adaptierten Erziehungsbemühungen nicht mehr überein.

„Wir haben auch auf dem Gebiete des kulturellen Lebens Übelstände beseitigen müssen und Vorsorge getroffen, daß in der Schule wieder Religion gelehrt wird. Den jungen Menschen zum Materialisten und Egoisten zu erziehen und jeden Hinweis auf die höhere Macht, der er verantwortlich ist, zu unterdrücken, dem jungen Menschen das Gebot „Liebe deinen Nächsten“ und „Ehre Vater und Mutter“ vorzuenthalten, das ist die größte Untat und das größte Verbrechen, das man an unserer Jugend begehen kann.“<sup>133</sup>

Es kam infolgedessen nun auch zu einer neuen Mädchenerziehung. Jetzt wurden die Ideale, die sich langsam entwickelt hatten und zur zögerlichen Emanzipation der Frau in den Bildungsbereichen und natürlich auch vielen anderen Bereichen der Gesellschaft geführt hatten, jäh zunichte gemacht. Frauen wurden charakterisiert als milde Personen, die in Selbstlosigkeit aufgehend als „Hüterin des Heimes“ für den Mann dazusein hatten, während Männer als kraftstrotzende, sich selbst behauptende und in der Öffentlichkeit stehende Personen, als „Begründer des Staates“ dargestellt wurden, deren Stütze die Frauen waren.<sup>134</sup> Darüber hinaus bekam der Turnunterricht eine männlichere Note, denn die „Knaben [sollten] vormilitärisch ausgebildet werden“.<sup>135</sup> Dies stand im Gegensatz zum weiblichen Turnunterricht. Zwar wurde von einer grundsätzlich gleichen Veranlagung ausgegangen,

---

<sup>131</sup> Dachs, Herbert. Frauenbild, S. 85.

<sup>132</sup> Staudinger, Anton. „Österreich“-Ideologie, S. 40.

<sup>133</sup> Dollfuß, Engelbert. Das neue Österreich. Rede, gehalten auf dem Wiener Trabrennplatz beim ersten Generalappell der Vaterländischen Front am 11. September 1933, in: Zaunbauer, Alois. Reden österreichischer Staatsmänner (Miklas, Seipel, Dollfuß, Schuschnigg) (Wien, 1935) S. 27-37, hier S. 31.

<sup>134</sup> Dachs, Herbert. Frauenbild, S. 87.

<sup>135</sup> Dachs, Herbert. Schule und Politik, S. 271.

Männern wurde jedoch mehr der Verstand zugeschrieben, Frauen das Gefühl. Somit mussten sich diese Vorstellungen auch in der Erziehung widerspiegeln. Frauen sollten als Familienmütter zuhause sein und sich hingebungsvoll nur dieser, ihrer wahren Bestimmung, widmen, denn der Sozialismus hätte die Frau „vergesellschaftet“<sup>136</sup>. Die Grundlage der vom Austrofaschismus angestrebten Gesellschaft sollte die Familie bilden. In dieser Struktur war es nicht möglich, die Rolle der Frau durch einen Mann zu ersetzen.

Sehr wohl durfte es Berufe für den weiblichen Teil der Bevölkerung geben, doch diese waren nicht genau definiert, es gab einen bestimmten „Berufs- und Pflichtkreis“<sup>137</sup>, dessen nähere Auslegung und klare Definition sich aber nicht findet.

„Bei diesen allgemeinen Richtungsangaben ließ man es in der Regel bewenden. Die katholischen Autoren unterließen konkrete Angaben darüber, welche Frauenberufe nun dem eben erwähnten weiblichen „Berufs- und Pflichtenkreis“ zugezählt wurden und welche ihrer Meinung nach die Gefahr zur Entwicklung zum intellektuellen „Mannweib“, dessen Weiblichkeit auf der Strecke blieb, in sich berge.“<sup>138</sup>

Generell gesprochen wurde also auch in der Schule Wert darauf gelegt, die bereits oben besprochenen Sozialisationsparameter zu indoktrinieren sowie vermehrt auf bestimmte Tugenden zu verweisen, die besonders in einem faschistischen Staat an das Gefühl von Disziplin, Tüchtigkeit, Sittlichkeit, Unter- und Einordnung, Pflichterfüllung und Gemeinschaftssinn appellierten.<sup>139</sup> Diese Tugenden waren je nach Geschlecht abzuwandeln und anzupassen, also weibliche und männliche Schüler in die für sie passenden Richtungen zu lenken.

## **5. Frauenbiografien**

## **6. Künstlerinnen**

Drei kurze Biografien der Malerin Greta Freist, der Schriftstellerin Hilde Spiel und der Schauspielerin Nora Gregor sollen einen Einstieg in das Frauenleben der Zeit ermöglichen.

---

<sup>136</sup> Dachs, Herbert. Frauenbild, S. 88.

<sup>137</sup> Ebenda, S. 90.

<sup>138</sup> Ebenda.

<sup>139</sup> Dachs, Herbert. Schule und Politik, S. 391.

Während Greta Freist die wohl unpolitischste der drei Künstlerinnen war und mit dem System des Austrofaschismus wenig in Berührung zu kommen schien, bewegte sich Hilde Spiel auf einem anderen Terrain. Nora Gregor wiederum war mit einem politischen Machthaber des Austrofaschismus liiert und stellt als letzte in der Reihe der Künstlerinnen einen Übergang zu den Politikergattinnen dar. Allen drei war gemeinsam, dass sie Österreich noch vor 1938 den Rücken kehrten. Nur Hilde Spiel kehrte auch wieder zurück.

## **6.1 Greta Freist**

Greta Freist, Malerin, wurde am 21. Juli 1904 in Weikersdorf in der Nähe von Seebenstein in Niederösterreich geboren. Sie begann ihr Studium an der Akademie der Bildenden Künste im Jahr 1924, zu Zeiten der ersten Republik. Ihre akademische Ausbildung genoss sie bis zum Jahre 1930 bei Rudolf Jettmar und Rudolf Bacher. „Wir hatten Jettmar als Lehrer, den ich oft Lust hatte, zu töten, weil er die Freude an der Arbeit in den Schülern erstickte, statt ihre Begeisterung anzufachen.“<sup>140</sup> Noch zu Zeiten der Monarchie, also bis zum Jahr 1918, war es Frauen nicht erlaubt gewesen, ein Kunststudium zu absolvieren.<sup>141</sup> Im Jahre 1936 verließ Greta Freist gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten, dem Maler Gottfried Goebel, Wien in Richtung Paris, „eine Auswanderung aus rein künstlerischen Motiven[,]“<sup>142</sup> denn die Stadt des Schaffensbeginns wurde dem Ehrgeiz nicht gerecht. Die Künstlerin wie auch ihr Lebensgefährte konnten in Österreich in ihren Tätigkeitsbereichen nicht die Erfolge verbuchen, die sie sich von einem Leben und Schaffen in der Kunstmetropole Paris versprochen und erhofft hatten. Paris als Kunstmetropole war seit den 20er Jahren ein Anziehungspunkt für viele Künstlerinnen, denn dort wurden Frauen, die dem Beruf der Malerei nachgingen, als normal und nicht als Größenwahnsinnig angesehen.<sup>143</sup>

Eine essentielle Frage für Künstlerinnen in der Zwischenkriegszeit war jene nach dem Selbsterhalt. Es stellte sich also sehr häufig die Problematik, wie sich die Frauen gleichzeitig entfalten und ihren Interessen folgen konnten, aber auch zusätzlich in der Lage waren, ihren Beruf ausüben zu können. „Manche Künstlerinnen setzten sich alleine durch, andere gingen

---

<sup>140</sup> Freist, Greta: Gottfried Goebel, in: Janda, Martin, Rössl, Joachim: Gottfried Goebel. 1906-1975. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums Neue Folge (Wien, 1987) S. 19.

<sup>141</sup> Forsthuber, Sabine, Plakolm, Leonhard. Zur Selbstdarstellung und Bildersprache der Greta Freist, in: Freist, Greta. Niederösterreichisches Landesmuseum März bis April 1991. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums 275 (Wien, 1991) S. 7.

<sup>142</sup> Ebenda.

<sup>143</sup> Hart und zart. Frauenleben 1920-1970 (Berlin, 1990) S. 100.

eine Malgemeinschaft, bisweilen auch die sogenannte Künstlerehe, ein.“<sup>144</sup> Für Freist trifft letztere Aussage zu, denn durch ihre Partnerschaft mit Goebel legte sich ihr Werdegang in gewisser Hinsicht automatisch fest. Freist stammte aus einer nicht unbedingt begüterten Familie, während ihr zukünftiger Partner Goebel aus einer wohlhabenden Familie kam; zum Zeitpunkt des Kennenlernens an der Akademie war er bereits verlobt.

„Ich stammte aus einem Milieu, welches weder arm noch reich war, denn das zu erbende Vermögen war nach dem Ersten Weltkrieg flöten gegangen. Alles Mittelmäßige verabscheuend, hätte ich es noch vorgezogen, ganz arm zu sein, stehlen oder betteln zu müssen, statt dem bürgerlichen Mittelstand anzugehören. Doch Reichtum hatte einen ungeheuren Zauber für mich. In den reichen Leuten sah ich keine Gauner, sondern Halbgötter [...], Goebel liebte ich vom ersten Augenblick an. [...] Da er damals noch reiche Eltern hatte und oft mit dem Chauffeur in die Akademie gebracht wurde, versuchten die ärmeren Kollegen, öfters mit Spott ihn herauszufordern. [...] Er war damals mit einem der reichsten Mädchen verlobt und versicherte dieser auf Ehre, daß unter den Schülern keine Frauen wären.“<sup>145</sup>

1934 jedoch löste sich diese Verlobung und von diesem Zeitpunkt an war Freist die neue Frau an Goebels Seite. Im selben Jahr beteiligten sich die beiden jungen Künstler gemeinsam an einer Ausstellung des Hagenbundes, der eine Plattform für die Moderne bildete. Auch für Frauen stellte der Hagenbund eine wichtige Institution dar. Dort fühlten sich Künstler wie auch Künstlerinnen sichtlich wohl, denn „künstlerisch befruchtete Kollegialität und Kameradschaftlichkeit“<sup>146</sup> machte ein Gros dieser Vereinigung aus, die sich jedoch auf Grund der politischen Entwicklungen im Jahr 1938 gänzlich auflösen musste, denn für entartete Kunst war nun kein Platz mehr. Doch Greta Freist und Gottfried Goebel erlebten die Auflösung des Bundes nicht mehr in Wien. 1934, wie bereits erwähnt, wurden die beiden ein Paar; sie entschieden sich für ein gemeinsames Arbeiten und Leben. „Die nächsten zwei Jahre nahmen die beiden ein Atelier in der Hartäckergasse [sic]“<sup>147</sup> im 19. Wiener Gemeindebezirk, „das zu einem der Treffpunkte des Wiener Künstlerlebens werden sollte.“<sup>148</sup> Sie konnten sich die Wohnung alleine nicht leisten und hatten demnach verschiedene Untermieter. Von 1934 bis 1936 gingen viele Künstler wie zum Beispiel Elias Canetti und Otto Basil ein und aus.

---

<sup>144</sup> Forsthuber, Sabine, Plakolm, Leonhard. Selbstdarstellung, S. 9.

<sup>145</sup> Freist, Greta. Goebel, S. 19.

<sup>146</sup> Reiter, Cornelia. Der Hagenbund. Refugium und Plattform der Moderne, in: Zwischen den Kriegen. Österreichische Künstler 1918-1938 (Wien 2007) S. 64.

<sup>147</sup> Der Straßename findet sich in diesem Zitat als Hartäckergasse, die Straße ist aber tatsächlich als Hartäckerstraße ausgewiesen.

<sup>148</sup> Forsthuber, Sabine, Plakolm, Leonhard. Selbstdarstellung, S. 10.

Heimito von Doderer war für mehr als ein Jahr Untermieter und Mitbewohner und nannte diese Wohngemeinschaft den „Döblinger Montmartre“.<sup>149</sup>

Im Jahr 1936 war die Migration unter anderem nur auf Grund von Freists Erbschaft möglich. Interessanterweise wandelte sich nun das Bild der Frau vollständig, allerdings nur kurzfristig. Goebels Vater hatte Konkurs anmelden müssen und somit einen Großteil des Vermögens verloren. Jetzt war Freist diejenige, die ihrem Partner (und sich selbst) in Paris das unbeschwertere Arbeiten ermöglichen konnte. Sie erhielt zusätzliche Einkünfte aus einem Mietshaus in Wien, das sie nach dem Tode der Großmutter gemeinsam mit ihren Schwestern geerbt hatte.<sup>150</sup> „Ich nahm eine Hypothek auf mein Drittel Haus auf und mußte vorausfahren, um ein Atelier zu finden.“<sup>151</sup> Darüber hinaus sah es Freist als ihre Aufgabe, in schwierigeren Zeiten für Einkünfte zu sorgen, zum einen, weil sie ihren Partner für begabter hielt<sup>152</sup> und ihm mit den mit ihren Nebentätigkeiten geschaffenen Finanzen unter die Arme greifen mochte, zum anderen, weil Rollenklischees, insbesondere in den 30er Jahren, nicht plötzlich inexistent sein konnten. Damit steckte sie zum Teil zurück, aus Rücksicht auf ihren Partner Goebel, der wie folgt beschrieben wird: „Seine Einstellung hatte viel von der noblen Naivität verarmter Adelige. Ohne die Malerin Greta Freist, seine selbstlose, treue Lebensgefährtin, wäre Goebel wohl an der Realität seines Lebens zerbrochen.“<sup>153</sup> Dies spiegelt sich auch in einem ihrer Bilder, allerdings aus dem Jahre 1938, wider. Es fällt zwar in die Zeit des Austrofaschismus, wurde aber in Paris gemalt. Nichtsdestotrotz scheint es einen guten Einblick in Freists Idee der Frau im Künstlerleben zu ermöglichen. „Sie zeigt uns eins der Familienporträts wie aus dem 19. Jahrhundert [...]. Sie ist ausschließlich die Hausfrau des Malers, er arbeitet an der Staffei [...].“<sup>154</sup> Diese Einstellung fand sich auch in einer Rede des Bundespräsidenten Miklas, der meinte, dass es neben der karitativen und fürsorglichen Tätigkeit kaum einen „reineren und idealeren Beruf“<sup>155</sup> für Frauen gäbe, als den der Künstlerin, da Frauen nahezu immer schon die Aufgabe gehabt hatten, sich dem Schönen zu widmen und dass ihnen das Künstlertum im Blute läge. Dieses Gewerbe hätte durch die Geschichte hindurch beim Dekorieren der Wohnung und bei der „Schmückung der Kleidung“ schon immer in Händen

---

<sup>149</sup> Wolff, Lutz-Werner. Heimito von Doderer (Reinbek bei Hamburg, 1996) S. 37.

<sup>150</sup> Filz, Angelika. Realismen, Feminismen und Fantastische Tiere. Positionen und Tendenzen im Werk der Malerin Greta Freist (1904-1993). Diplomarbeit (Wien, 2003) S. 20.

<sup>151</sup> Freist, Greta. Goebel, S. 19.

<sup>152</sup> Forsthuber, Sabine, Plakolm, Leonhard. Selbstdarstellung, S. 15.

<sup>153</sup> Rössl, Joachim. Wien-Paris und nicht retour, in: Janda, Martin, Rössl, Joachim. Gottfried Goebel. 1906-1975. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums Neue Folge (Wien, 1987) S. 5.

<sup>154</sup> Ebenda, S. 16.

<sup>155</sup> Miklas, Wilhelm. Hovorka, Nikolaus (Hrsg.). Der Bundespräsident spricht. Von Österreichs Wesensart und Sendung (Wien, 1934) S. 97.

der Frauen gelegen und würde dort hoffentlich auch bleiben. Diese Aussage stellt im Allgemeinen eine ziemliche Herabwürdigung des weiblichen Kunstschaffens dar, eine Reduktion auf die üblichen häuslichen Eigenschaften. Dass Greta Freist diesem Ideal nicht entsprach, liegt auf Grund ihrer Biografie auf der Hand.

Als Greta Freist nach Paris kam, ließ sie Wien und die damit verbundenen Einflüsse weitgehend zurück; sie wandte sich dem Surrealismus zu. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten der Hagenbund und der Stil ihrer Lehrer Rudolf Jettmar und Rudolf Bacher an der Akademie ihr Schaffen teilweise beeinflusst und ihr auch innere Konflikte beschert, denn die Stile ließen sich nicht vereinbaren. Man kann also sagen, dass sich Greta Freist zur Zeit des Austrofaschismus zwei Jahre lang in Wien aufhielt, ihr Schaffen jedoch weitgehend unbeeinflusst blieb von den politischen Ereignissen, und ihr Hauptwerk erst in der Migration, die allerdings künstlerisch bedingt war und kaum von den politischen Verhältnissen im Land Österreich herrührte, entstand. Ausstellungen in Wien hatte sie 1934 mit dem Hagenbund, wie bereits oben näher erläutert, und in ihrem eigenen Atelier mit ihrem Lebenspartner gemeinsam im Jahr 1936, vor der Migration nach Paris. Für Greta Freist gab es in dieser Zeit von 1934 bis 1938 also keinerlei Einschränkungen. Sie blieb von der Politik des Austrofaschismus verschont und wählte das künstlerische Exil. Nach der Zeit des Austrofaschismus wie auch des Nationalsozialismus, 1948, hatte Freist ihre dritte Ausstellung in Wien; in Paris lebte sie und schuf ihre Werke, denn diese Stadt war ohnehin immer ein aktiverer Bestandteil ihres Künstlerinnenlebens gewesen. Sie starb 1993 in Paris.

## ***6.2 Hilde Spiel***

Hilde Spiel wurde am 19. Oktober 1911 in Wien geboren, und wuchs bei ihren Eltern Hugo Spiel und Marie Spiel, geborene Gutfeld, in dieser Stadt auf. Ihre Kindheit war auf Grund der mageren Zeiten der Nachkriegszeit geprägt vom Verzicht auf manche Annehmlichkeiten des Lebens, obwohl ihre Eltern durchaus einer wohlhabenden Schicht zugeordnet werden konnten. Die Familie Spiel hatte sehr wohl Haushälterinnen, zu denen Hilde Spiel auch ein besonderes Naheverhältnis aufbaute. Das Geld war knapper bemessen als noch vor dem Ersten Weltkrieg und schränkte so den gewohnt hohen Lebensstandard der Familie ein. Spiel

war ein Einzelkind, das unter Erwachsenen aufwuchs.<sup>156</sup> Was ihren Glauben betraf, so findet sich darüber in ihrer Autobiografie folgende Aussage:

„Niemand in meiner Familie, soweit ich sie noch erlebt habe, war sichtbar religiös. Daß der Glaube meiner Vorväter nicht der meine war, blieb mir als Kind unbekannt. [...] Ich wuchs mit den anderen Kindern in der Heiligenstädter Volksschule im Ablauf der christlichen Feste auf [...] Nur eines verstand ich nicht. Wenn ich mit meiner Großmutter Laura in der Inneren Stadt spazierte, schien es sie zu stören, daß ich vor jeder der vielen Kirchen das Kreuz schlug.“<sup>157</sup>

Hilde Spiels Vater war zum katholischen Glauben konvertiert und ihre Mutter hatte es ihm nachgetan, noch bevor Hilde Spiel zur Welt gekommen war, denn der Antisemitismus war bereits damals spürbar gewesen. In ihrer Biografie findet sich dennoch keine klar zuzuordnende Aussage, warum ihr Vater den Glauben wechselte, lediglich eine Ausführung, dass er der „Schmach seiner Abkunft“<sup>158</sup> entkommen wollte. Spiel selbst sah sich zeitlebens als Katholikin, die allerdings nicht aktiv ihre Religion ausübte. Sie war von antisemitischen Äußerungen niemals betroffen und war sich der Religionsbedeutung ihrer Vorfahren lange Zeit nicht bewusst, wie obiges Zitat belegt. Mit dem Judentum beschäftigte sie sich aus reinem Interesse erst viel später, und sie distanzierte sich davon, als jüdische Autorin bezeichnet zu werden, wie dies häufig passierte.<sup>159</sup> Somit zog sie eine klare Grenze, sich ihrer jüdischen Abstammung durchaus bewusst.

Der Werdegang der „Kritikerin, Feuilletonistin, Übersetzerin, Reporterin, Essayistin, Erzählerin, Filmautorin [und] Historikerin“, wie ihre Berufungen von Marcel Reich-Ranicki charakterisiert werden,<sup>160</sup> begann in der Schwarzwaldschule<sup>161</sup>, einer „Frauen-Oberschule“, deren Abschluss sie zum Studium berechtigte. Ihr schriftstellerischer Ehrgeiz war bereits früh

---

<sup>156</sup> Wiesinger-Stock, Sandra. Hilde Spiel. Ein Leben ohne Heimat? (Wien, 1996) S. 31.

<sup>157</sup> Spiel, Hilde. Die hellen und die finsternen Zeiten. Erinnerungen 1911-1946 (München, 1989) S. 32.

<sup>158</sup> Ebenda, S. 27.

<sup>159</sup> Wiesinger-Stock, Sandra. Spiel, S. 53.

<sup>160</sup> Reich-Ranicki, Marcel. Über Hilde Spiel (München, 1998) S. 25.

<sup>161</sup> Die Leiterin dieser Schule, Eugenie Schwarzwald, war die erste Schuldirektorin und zugleich auch die erste akademisch geprüfte Lehrerin Wiens. Sie hatte ihr Studium in Zürich absolviert und 1900 abgeschlossen. Nach ihrer Rückkehr nach Wien übernahm sie das Mädchenlyzeum am Franziskanerplatz im Jahr 1901. 1903 übersiedelte die Schule in die Wallnerstraße. Schwarzwald war für viele ihrer Schülerinnen eine maßgebende Entscheidungshilfe bei deren späterer Berufswahl. Darüber hinaus förderte sie die jungen Frauen, und ab 1907 erhielt die Schule das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten, was wiederum zu einem Anstieg des Frauenstudienanteils führte. Sie war eine Pionierin auf dem Gebiet der Mädchenbildung. Ihre Schülerinnen stammten oft aus jüdischem Haus, zumeist auch aus eher wohlhabenden Familien, da die Privatschulen Schulgebühren einhoben. Eugenie Schwarzwald selbst war jüdischer Herkunft, ihrer Schule wurde nach dem Anschluss das Öffentlichkeitsrecht entzogen. Schwarzwald war die Flucht in die Schweiz gelungen, sie musste die Schließung ihres Lebenswerkes aus der Ferne mitverfolgen. 1940 starb sie in Zürich. Zum Leben und Wirken Eugenie Schwarzwalds vgl. Streibel, Robert (Hrsg.). Eugenie Schwarzwald und ihr Kreis (Wien, 1996).

erwacht und gefördert worden, und sie arbeitete von 1929 bis 1936 als ständige Mitarbeiterin bei der „Neuen Freien Presse“.<sup>162</sup> Während ihrer Studienzeit an der Universität Wien (sie studierte Philosophie und Psychologie und arbeitete auch zeitweise in der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle) verfasste Hilde Spiel drei Romane und mehr als dreißig Zeitungsgeschichten. Sie wurde 1933 für den Literaturpreis der Stadt Wien empfohlen. Im selben Jahr trat sie der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei bei.<sup>163</sup> Sie sah sich zwar selbst nicht unbedingt als politische Person, konnte sich aber sehr wohl für die Ideen der Partei begeistern. Schon am 30. Mai 1930 hatte sie an einem sozialistischen Fackelzug auf der Ringstraße teilgenommen und erhielt auf Grund dieser Aktivitäten zurechtweisende und tadelnde Worte des Vaters im November 1930, der beanstandete, dass sie sich mit zu großem Engagement „für die Roten“<sup>164</sup> einsetzen würde und auch in ihrem Umfeld zu viel Einfluss ausübte. Sie hatte nämlich ihre Mutter dazu gebracht, ihr Kreuz bei der Sozialdemokratischen Partei zu setzen.

Mit dem Verbot der Sozialdemokratie 1934 begann Hilde Spiels Untergrundarbeit, gemeinsam mit der Haushälterin ihrer Eltern, Marie Weihs, die „die meisten Angehörigen dieser Partei und des Schutzbundes in unserem Bezirk“<sup>165</sup> kannte. Sie war häufig mit Namenslisten der Hilfsbedürftigen unterwegs und entging auf dem Weg zur Universität nur knapp einer Verhaftung. Vor ihr wurde eine Frau von den Austrofaschisten durchsucht, während sie noch einmal davonkam. Ein anderes Mal stürmte die Heimwehr ihren Arbeitsplatz, die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle. Aber auch in diesem Fall ereilte Hilde Spiel keine Verhaftung, weil sie der Anführer der Truppe auf Grund seiner Bekanntschaft mit ihrem Vater zufrieden ließ, trotz einschlägiger sozialistischer Literatur, die von den Austrofaschisten nicht geduldet wurde und sich dennoch im Büro fand.<sup>166</sup> Ihr Onkel Felix wiederum entging dem Regime nicht, „[i]m Oktober 1935 sperrte ihn der Ständestaat für sechs Wochen in das Straflager Wöllersdorf.“<sup>167</sup> Nähere Gründe dafür nannte Spiel aber nicht.

---

<sup>162</sup> Wiesinger-Stock, Sandra. Spiel, S. 19.

<sup>163</sup> Schramm, Ingrid. Welche Welt war ihre Welt? Ein literarisches Leben zwischen hellen und finsternen Zeiten, in: Neunzig, Hans A., Schramm, Ingrid (Hrsg.). Hilde Spiel. Weltbürgerin der Literatur (Wien, 1999) S. 9-22, hier S. 12.

<sup>164</sup> Spiel, Hilde. Erinnerungen, S. 82.

<sup>165</sup> Ebenda, S. 106.

<sup>166</sup> Ebenda, S. 101.

<sup>167</sup> Ebenda, S. 25.

Spiel unterhielt Kontakte zu britischen Mitgliedern der Labour Party, zum Beispiel zu Walter Citrine (siehe auch Kapitel 9) und zu US-amerikanischen Bürgern, um beispielsweise in Verstecken untergebrachten und verfolgten Schutzbundangehörigen zur Flucht verhelfen zu können. In diesen Kreisen lernte sie viele Menschen kennen, unter anderem auch den Amerikaner John Gunther, dessen Roman „The Lost City“ sich um das Wien des Bürgerkrieges drehte, der mit diesem auch einen anderen, von außen kommenden Blick auf Wien bot und in Romanform teilweise das darstellte, was Spiel in der Realität erlebte. Er beschrieb in wunderbaren Worten den fiktiven Alltag einer Haushälterin eines Amerikanischen Ehepaars:

„Frau Gertrude lived on the other side of town, and it took her a full forty minutes on the cold, clanging tram to reach the Döbling villa, where she arrived six days a week at seven-twenty in the morning. She cooked three meals a day, scrubbed, washed, did the ironing, and made the beds, which was no small job in Vienna, where all mattresses were, like Gaul, divided into three parts. She had precisely the same responsibilities in her own small household in the Second Bezirk, which she had to attend to before six-thirty in the morning or after nine at night. Her wages were one hundred Schillings per month, or fourteen dollars. This was high. [...] But in addition to the fourteen dollars a month and her meals Frau Gertrude had her social security, her health insurance, a month's holiday, and thirteen months' pay for a year, the invariable Vienna custom. Her face was pale, her manner dignified, and no one would ever dream of addressing her without the prefix "Frau".“<sup>168</sup>

Dieses Zitat illustriert, wenn auch aus einem Roman stammend, die damaligen Arbeitsverhältnisse. Doch diese Verhältnisse standen in krassem Gegensatz zu den politischen Ereignissen, deren Zeugin Hilde Spiel wurde. Über das Regime schrieb sie: „Der kleine Kanzler Dollfuß hatte, unter Ausnützung eines parlamentarischen Formfehlers, den Nationalrat aufgelöst und regierte seither [...]“<sup>169</sup> Von der Ermordung des Kanzlers war Spiel nicht sehr betroffen, traf sie sich am Tag darauf doch schon mit ihrem zukünftigen Mann, was ihr zum damaligen Zeitpunkt aber noch nicht klar war. Bis zur Hochzeit sollten noch mehr als zwei Jahre vergehen. Sie nahm die Nachricht des Todes von Dollfuß zur Kenntnis, kommentierte die Ereignisse jedoch nicht weiter.

Vor ihrer Tätigkeit im Untergrund hatte sie sich in einen sozialistischen Redakteur verliebt, dessen Namen sie nicht preisgab. Der Bürgerkrieg war für Hilde Spiel verbunden mit einer

---

<sup>168</sup> Gunther, John. The lost city. A novel of pre-war Vienna (London, 1964) S. 16.

<sup>169</sup> Spiel, Hilde. Erinnerungen, S. 99.

Liebesgeschichte, die sie traurig machte, weil sie ihren Geliebten nicht wieder sehen würde. Spiels Erfahrungen mit dem Bürgerkrieg 1934 und „ihr damit verbundenes Engagement“<sup>170</sup> gingen mit Sicherheit auch Hand in Hand mit ihrer Beziehung zu eben diesem sozialistischen Redakteur. Logischerweise sind es oft jene Prozesse im Leben eines Menschen, die ihn erkennen lassen, dass sein Handeln für ihn und sein Umfeld in diesem Moment gut und richtig ist. Spiel, obwohl betont katholisch, handelte, wie sie es für wichtig hielt, und setzte ihre Freiheit mehrmals aufs Spiel, um gegen das austrofaschistische System zu kämpfen. „Die Forschungsstelle ist geschlossen, die Arbeit im Untergrund hört allmählich auf [...]“<sup>171</sup> schrieb sie, und kurz danach traf sie einen früheren Freund auf der Straße, der sie ignorierte, gekleidet in einer Heimwehruniform „trägt [er] den Hahnenschwanz am Hut.“<sup>172</sup>

Über ihre Autobiografie „Die hellen und die finsternen Zeiten“ schrieb der Kritiker Reich-Ranicki, dass diese als literarische Form dem Wesen des Menschen entgegenhalten muss, denn es dürfe nicht vorausgesetzt werden, dass Menschen über sich selbst „die volle Wahrheit“<sup>173</sup> sagen. Wie bei allen biografischen Erzählungen gibt es eine subjektive Erzählweise, die aber der speziellen Lebensgeschichte dieser Frau den spannenden Charakter verleiht.

Wien in den späten 20er und 30er Jahren ist nur ein Teil dieser Autobiografie; bis zum Verlassen der Stadt im Jahr 1936, ihrer „freiwillig-unfreiwilligen“<sup>174</sup> Emigration nach England finden sich in diesem wertvollen Schriftstück viele Anknüpfungspunkte zu politischen Ereignissen, aber auch Beschreibungen einer jungen Frau zur Zeit des Austrofaschismus, allerdings, wie bereits bei Greta Freist, auch nur bis 1936. Hilde Spiel verließ Österreich am 24. Oktober 1936; sie heiratete den Schriftsteller Peter de Mendelssohn, den sie schon 1934 in Wien kennengelernt hatte. Als einen Hauptgrund für das Verlassen der Heimat führte sie an, dass es in Österreich, ohne Mitglied der VF zu sein, keinerlei Weiterkommen in ihrer Karriere gegeben hätte, weder im akademischen Feld noch im redaktionellen Bereich.<sup>175</sup>

---

<sup>170</sup> Wiesinger-Stock, Sandra. Spiel, S. 45.

<sup>171</sup> Spiel, Hilde. Erinnerungen, S. 108.

<sup>172</sup> Ebenda, S. 109.

<sup>173</sup> Reich-Ranicki, Marcel. Spiel, S. 59.

<sup>174</sup> Neunzig, Hans A. Was Hilde Spiels Nachlaß erzählt, in: Neunzig, Hans A., Schramm, Ingrid (Hrsg.). Hilde Spiel. Weltbürgerin der Literatur (Wien, 1999) Seite 5-9, hier S. 5.

<sup>175</sup> Wiesinger-Stock, Sandra. Spiel, S. 56.

Nach der Migration hatte Spiel zu Beginn noch journalistische Berührungspunkte mit Wien, sie war unter anderem als Korrespondentin für das „Neue Wiener Abendblatt“, den „Wiener Tag“, den „Morgen“ die „Wiener Allgemeine Zeitung“, das „Prager Tagblatt“, das „Neue Wiener Journal“, „Das Kleine Frauenblatt“ und „Die Bühne“ tätig.<sup>176</sup> Als Journalistin und auch Korrespondentin blieb sie bis 1963 in London und kam dann zurück nach Wien. Hier lebte sie bis zu ihrem Tod am 30. November 1990.

Abschließend bleibt zu bemerken, dass sich Hilde Spiel durch das austrofaschistische System in ihrem Handlungsspielraum stark eingeschränkt wurde, zumal ihre politische Gesinnung der des Regimes entgegengesetzt war. Ihre Arbeit im Untergrund bewies, dass sie sich dem Christlichen Ständestaat nicht zu unterwerfen bereit war und sich dagegen wehrte, sofern es die Umstände zuließen. Ihre Entscheidung zur Migration 1936 ist zu einem kleinen Teil als Ohnmacht gegenüber dem Austrofaschismus zu sehen und bewahrte sie vermutlich vor dem traurigen Schicksal, das vielen Menschen mit jüdischen Wurzeln in Österreich ab dem Jahr 1938 widerfuhr.

### **6.3 Nora Gregor**

Die Schauspielerin Eleonore Hermine Gregor wurde am 3. Februar 1901 in Goerz (Gorizia) im heutigen Italien geboren. Ihre Familie war bürgerlich und sehr angesehen. Nora Gregor heiratete am 2. Dezember 1937 Ernst Rüdiger Starhemberg, nachdem dessen Ehe mit seiner ersten Frau Maria Elisabeth (Marilies) Altgräfin von Salm-Reifferscheidt-Raitz annulliert worden war.<sup>177</sup> Diese hatte Starhemberg im Jahr 1928 geehelicht; aus dieser Beziehung gab es jedoch keine Kinder, ein triftiger Grund für eine Auflösung. Auch die Schauspielerin Nora Gregor war bereits einmal den Bund der Ehe mit dem Pianisten Mitja Nikisch eingegangen.<sup>178</sup> Zur Auflösung dieser Ehe ist leider nichts bekannt.

Mit Nora Gregor hatte Starhemberg einen Sohn, Heinrich, der bereits am 4. Oktober 1934 zur Welt gekommen war, also schon lange bevor sich Starhemberg offiziell von seiner ersten Frau getrennt hatte. Damit sorgte der Politiker für genügend Gesprächsstoff, denn ein in der Öffentlichkeit stehender Mann und die Details über dessen Privatleben gaben damals wie heute Anlass zu Kommentaren, Klatsch und Tratsch. Vermutungen, dass Starhemberg auf

---

<sup>176</sup> Ebenda, S. 22.

<sup>177</sup> Walterskirchen, Gudula. Starhemberg oder Die Spuren der „30er Jahre“ (Wien, 2002) S. 213.

<sup>178</sup> Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950. II. Band (Graz/Köln, 1959) S. 53.

Grund dieser Liaison mit Nora Gregor nach der Ermordung Engelbert Dollfuß' Schuschnigg den Vortritt als Kanzler geben musste, können nicht belegt werden. Kurz nach dem Attentat kam Starhemberg aus einem Urlaub zurück, in welchem er mit Nora Gregor eine intensive Zeit verbracht hatte.<sup>179</sup> So wurde er möglicherweise mit Androhungen von Enthüllungen über sein Privatleben erpresst, obwohl sogar seine Frau von seinem Verhältnis mit Nora Gregor wusste.<sup>180</sup> Starhemberg war als Frauenschwarm bekannt, und nicht zuletzt schürte sein Privatleben die Gerüchteküche. Oft zeigte (und zeigt heute noch) die Mehrheit der Bevölkerung mehr Interesse am Privatleben von Persönlichkeiten als an deren beruflichen Tätigkeiten. Nora Gregor, zum Zeitpunkt der Heirat am Höhepunkt ihrer Karriere als Burgschauspielerin, genoss in Wien einen hohen Bekanntheitsgrad, ebenso wie ihr Mann.

Die junge Nora Gregor begann ihre Karriere als Schauspielerin sehr früh; sie entschloss sich, nach Wien zu gehen. „Schon als Mädchen zeigt sie eine authentische Leidenschaft fürs Theater, die sie zusammen mit einem ausgeprägtem Selbstbewusstsein nach Wien bringt[.]“<sup>181</sup> Sie debütierte in Wien am Renaissancetheater<sup>182</sup> im Stück „Schöne Frauen“ im Jahr 1920, spielte in weiterer Folge am Stadttheater, am Raimundtheater und im Jahr 1923 bereits bei den Salzburger Festspielen in Molières „Der eingebildete Kranke“. 1924 wechselte sie an das Theater in der Josefstadt. Zwei Jahre später, 1926, trat sie wiederum bei den Salzburger Festspielen auf, diesmal in Goldonis „Diener zweier Herren“. Bis 1930 blieb Nora Gregor dem Theater in der Josefstadt treu; 1933 gab sie ihr Debüt am Akademietheater und blieb dann bis Ende des Jahres 1937 Burgschauspielerin.

Auch im Film hatte sie eine rege Tätigkeit entfaltet. Diese begann sie ebenfalls im Jahr 1920 mit dem Film „Der Vogel im Käfig“. Sie drehte zunächst hauptsächlich in Wien und Berlin eine Reihe von Stummfilmen. Zu Beginn der 1930er Jahre setzte sie ihre Karriere in den Vereinigten Staaten fort, um in Hollywood zu arbeiten und dann mit dem Durchbruch des Tonfilms in unterschiedlichen Filmen mitzuwirken.

---

<sup>179</sup> Sheridan, R.K. Kurt von Schuschnigg. A Tribute (London, 1942) S. 137. Im Buch von Sheridan finden sich die zwei Namen der Politikerehefrauen durchwegs falsch geschrieben. So wurde aus Nora Gregor Nora Grigor und aus Alwine Glienke Alwine Gienke.

<sup>180</sup> Walterskirchen, Gudula. Starhemberg, S. 106.

<sup>181</sup> Devetak, Igor (Hrsg.). Nora Gregor. L'imperfezione della bellezza (Gorizia, 2005) S. 275.

<sup>182</sup> In der österreichischen Literatur findet sich durchgehend die heute auch noch verwendete Bezeichnung Renaissancetheater, während die auf italienisch erschienene Biographie über die Schauspielerin hier eine andere Begrifflichkeit, nämlich Renaissancebühne, für ihr Debüt in Wien listet.

Zur Zeit des Anschlusses befand sich die Familie Starhemberg auf Winterurlaub in der Schweiz; anschließend übersiedelte sie nach Frankreich. Dort widmete Gregor sich ihrer Filmkarriere und arbeitete in Paris mit dem Regisseur Jean Renoir zusammen.<sup>183</sup> Danach fiel der Entschluss, nach Argentinien auszuwandern, bis sich in Europa die Lage verbessern würde; diese gemeinsamen Pläne wurden jedoch vorerst auf Eis gelegt. Heinrich Starhemberg schrieb, dass sein Vater ihn noch in Frankreich darum bat, sich seiner Mutter gegenüber artig zu verhalten, da sie „schweren Zeiten entgegengingen.“<sup>184</sup> Nora Gregor verließ Frankreich mit ihrem Sohn und der Privatsekretärin Ada Benigni, aber ohne ihren Ehemann, der erst 1942 nach Südamerika nachkam und bis dahin auf das Einkommen seiner Frau angewiesen war.<sup>185</sup> Er war also über einen kurzen Zeitraum hinweg abhängig von seiner Ehefrau. 1944 wurde Nora Gregor für den Dreh eines französischen Films nach Chile gerufen. Es gefiel ihr dort ausnehmend gut, und so übersiedelten Mutter und Sohn bald nach Chile, während Starhemberg selbst in Argentinien blieb.<sup>186</sup> Nora Gregor und ihr Mann sahen einander nun nicht mehr sehr häufig. Das Verhältnis der beiden charakterisiert wohl ihr Sohn am treffendsten:

„Ich bin überzeugt, dass sich meine Eltern zutiefst und von Herzen liebten. Sie waren allerdings beide starke Persönlichkeiten und Spitzenfiguren in aufreibenden Karrieren. [...] Sie waren nervöse Menschen, jeder auf seine Art. Meine Mutter, träumerisch und melancholisch, [...] war als Künstlerin stets wie eine Antenne, bestimmt, Unsichtbares zu erfassen und somit von der Welt, die sie umgab, nicht immer verstanden zu werden. [...] Mein Vater hingegen war ein Mensch, der mit Energie und dank seiner militärischen Zucht, wohl die Gefühle im Zaum halten konnte, dafür machte er manchmal mit Ungeduld und Zornesausbrüchen seiner Umwelt zu schaffen. [...] Sowohl mein Vater als auch meine Mutter haben sich oft mit mir über ihre gemeinsamen Probleme ausgesprochen[.]“<sup>187</sup>

Im Exil starb Nora Gregor am 20. Jänner 1949 in Santiago an den Folgeerscheinungen eines Herzanfalls; sie hatte bereits über geraume Zeit an Gefäßstörungen gelitten und das Klima und die Anstrengungen, denen sie ausgesetzt war, waren zuviel für sie.<sup>188</sup> Die näheren

---

<sup>183</sup> Starhemberg, Heinrich. Meine Eltern und ich, in: Starhemberg, Ernst Rüdiger. Die Erinnerungen (Wien, 1991) S. 310-328, hier S. 310. Ernst Rüdiger Starhemberg klammert in seinen Erinnerungen die Frauen in seinem Leben aus, weder seine Mutter noch seine Ehefrauen finden Platz in seinen Aufzeichnungen. Vgl. auch Walterskirchen, Gudula, Starhemberg, S. 204. und Drimmel, Heinrich. Vorwort, in: Starhemberg, Ernst Rüdiger. Die Erinnerungen (Wien, 1991) S. 7-17, hier S. 16.

<sup>184</sup> Starhemberg, Heinrich. Eltern, S. 313.

<sup>185</sup> Walterskirchen, Gudula. Starhemberg, S. 32.

<sup>186</sup> Ebenda, S. 255 ff.

<sup>187</sup> Starhemberg, Heinrich. Eltern, S. 319.

<sup>188</sup> Ebenda.

Umstände ihres Todes blieben aber rätselhaft und konnten nicht geklärt werden. Darauf ist auch zurückzuführen, dass die Angaben zu ihrem Tod auseinandergehen. In biografischen Lexika wird als ihre Todesursache Selbstmord angegeben.<sup>189</sup> Nicht so aber in anderen Publikationen. Gudula Walterskirchen schreibt zwar in knappen Worten, dass sie plötzlich starb, und geht nicht näher auf die Umstände des Todes ein, während sich im Sammelband von Igor Devetak lediglich der Hinweis findet, dass sie nach einem Lebensabschnitt, der von Enttäuschungen gezeichnet war, plötzlich aus nicht ganz geklärten Ursachen starb.

## 7. Politikerehefrauen

Informationen über das Leben der Politikerehefrauen des Austrofaschismus sind zumeist nur über die Biografien ihrer Ehemänner zu bekommen, und auch in diesen ist das Material sehr spärlich gesät. Einzig Nora Gregor, deren Biografie sich bei den Künstlerinnen findet, hat auch eine zeitgenössische, eigene Bearbeitung ihres Lebens, dies liegt aber einzig und allein an ihrem beruflichen Tätigkeitsfeld. Herma Schuschnigg wiederum wurde nach ihrem tödlichen Autounfall eine Schrift gewidmet, weil sie die Frau des amtierenden Kanzlers war. Die Frauen Fey, Dollfuß und Miklas haben keine eigenen Biografien aufzuweisen. Daher sind die Porträts unterschiedlicher Natur, mit divergierenden Schwerpunkten, je nach Literaturlage. Allgemein waren die Ehefrauen der Staatsmänner zurückhaltend und selten aktiv in den politischen Geschehnissen des Landes verankert.

Wie sich in den nachstehenden Biografien zeigen wird, entsprachen die Politikergattinnen in vielen Punkten den Anforderungen des austrofaschistischen Ständestaates betreffend Häuslichkeit und karitative Gedanken. Aus den biografischen Fragmenten, derer sich diese Arbeit bedient, geht auch hervor, dass sie für ihr soziales Engagement gerne öffentlich gelobt und hervorgehoben wurden, um so auch als strahlendes Beispiel für andere Frauen in Österreich zu dienen und einen Anreiz für die Nachahmung zu bieten. Generell wurden die Frauen immerzu als bescheiden, gütig, mild und hilfsbereit sowie als zurückhaltend, hingebungsvoll und lieblich charakterisiert, aber auch als fromm (im Fall der ständestaatlichen Ideologie logischerweise eine katholische Frömmigkeit), selbstlos, opferbereit, und ehrbar. Bei all diesen eben aufgezählten Eigenschaften sollten sie trotzdem noch immer menschlich bleiben, also nicht übermächtig erscheinen, um als Vorbild zu fungieren.

---

<sup>189</sup> Vgl. Bruckmüller, Ernst (Hrsg.). Österreich Lexikon in drei Bänden. Band I. (Wien, 2004) S. 530.

Ihre Aufgaben, so schien es, beschränkten sich darauf, den Männern ordentliche Ehefrauen abzugeben und ihren Kindern gute Mütter zu sein, nicht aber sich beruflich in irgendeiner Weise zu etablieren, außer in ehrenamtlichen und karitativen Tätigkeiten, die der Allgemeinheit von Nutzen waren.<sup>190</sup> Alle diese Eigenschaften verlangten ein hohes Maß an Anpassungsfähigkeit an das Leben der Ehemänner, was nicht selten mit Verzicht und Abstrichen verbunden war. Warum ihnen diese Möglichkeiten gegeben waren? Weil sie als Ehefrauen dieser Staatsmänner keinen eigenen Verdienst benötigten und sich so getrost den ihnen zugedachten und dann auch zugewiesenen Aufgaben widmen konnten. Im katholischen Milieu wurde darüber hinaus die Parallele zur Jungfrau Maria gezogen. Als Mägde des Herrn sollten die Frauen ihre Bestimmung finden und durch ihre uneigennütige Liebe und stetige Opferbereitschaft am Marianischen Frauenideal festhalten.<sup>191</sup>

Repräsentative Zwecke bei Reden und öffentlichen Auftritten neben ihren Gatten waren wichtig, und es war von Vorteil, wenn sich die Politiker gemeinsam mit Frau und Kind zeigten, denn nur so konnte das ständestaatliche Idealbild der Familie hinreichend propagiert werden. Einzig Nora Gregor fiel zur Zeit des Austrofaschismus aus dem Rahmen. Sie übte nämlich einen Beruf aus und war im Gegensatz zu den anderen Ehefrauen nicht nur karitativ tätig.

Das Kapitel der Künstlerinnen endet bewusst mit Nora Gregor, da sie den Übergang von der Künstlerin zur Ehefrau darstellt. Das gegenständliche Kapitel beginnt mit Malvine Fey, denn die Ehemänner Starhemberg und Fey waren dafür bekannt, erbitterte Konkurrenten zu sein.<sup>192</sup> Über die Ehefrauen ließe sich diese Behauptung nicht aufstellen, trotzdem könnten deren Biografien kontrastreicher nicht sein.

## **7.1 Malvine Fey**

Malvine Stephania Stanislava Pesina-Méttelét wurde am 28. September 1891 in Sarajevo geboren und dort römisch-katholisch getauft. Ihr Vater Gregorius Pesina war Geschäftsmann

---

<sup>190</sup> Hier ist wichtig anzumerken, dass vom Recht auf Unterstützung abgegangen wurde und stattdessen die Fürsorge aus christlicher Nächstenliebe praktiziert wurde. Vgl. dazu Seliger, Maren. Führerprinzip und berufsständische Vertretung auf kommunaler Ebene? Am Beispiel Wien., in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 162-178, hier S. 177.

<sup>191</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Gottgewollte Geschlechterdifferenzen, in: Lehmann, Brigitte (Hrsg.). Dass die Frau zur Frau erzogen wird. Frauenpolitik und Ständestaat (Wien, 2008) S. 15-61, hier S. 17.

<sup>192</sup> Hanisch, Ernst. Österreichische Geschichte 1890-1990, S. 317.

und stammte aus Sarajevo, ihre Mutter Corina stammte aus Konstantinopel. Malvine wurde jedoch schon in jungen Jahren vom kaiserlich-königlichen Major Anatol von Méttélet adoptiert, daher auch der Doppelname vor ihrer Eheschließung.<sup>193</sup> Sie lernte ihren um fünf Jahre älteren Mann Emil Fey in Bosnien und der Herzegowina kennen. Fey blieb nach Möglichkeit in Kontakt mit seiner zukünftigen Frau, sofern sich dazu in den Kriegsmonaten des Ersten Weltkriegs Gelegenheit ergab. Am 3. April des Jahres 1915 heirateten die beiden.<sup>194</sup> Ob Emil Fey mit Malvine eine reiche Frau ehelichte, ist nicht mehr rekonstruierbar, auch ist über eine Mitgift von Malvine nichts bekannt.<sup>195</sup> Am 16. November 1918 wurde der Sohn Herbert Fey in Baden bei Wien geboren „wo die Familie die Umsturztag erlebte“<sup>196</sup>. Herbert war das erste Kind der beiden, und würde es auch bleiben. Von 1928 bis zum Maturajahr 1936 entsandten die Eltern ihren Sohn in die Privatschule Theresianum in Wien, „der einzige Luxus, den sich die Familie leistet.“<sup>197</sup> Hier darf davon ausgegangen werden, dass die Finanzierung der Privatschule nur aus den finanziellen Mitteln Emil Feys erfolgte. Unterstützung durch seine Frau hatte Emil Fey, denn sie war als ehrgeizige Frau bekannt, die ihren Mann

„in seinen Bestrebungen nachhaltig zu beeinflussen suchte. Sie hing an ihm mit großer Liebe und Bewunderung und versuchte auch, ihn bei seiner öffentlichen Tätigkeit nach Kräften zu unterstützen. [...] Malvine Fey trug Zurücksetzungen ihres Mannes schwerer als dieser selbst.“<sup>198</sup>

Oswald beschreibt Malvine Fey als Dame, die einen „ansprechende[n] und lebendige[n]“<sup>199</sup> Ruf genoss und der man möglicherweise durch diese Angaben nachsagen darf, dass sie ihren Ehemann unterstützte und seine politischen Unterfangen und zum Teil schwierigen (geschaffen durch ihn selbst und durch seine immerwährende Rivalität zu Starhemberg) Positionen in jedem Falle mitzutragen bereit war.

---

<sup>193</sup> Mautner Markhof, Georg J. E. Major Emil Fey. Heimwehrführer zwischen Bürgerkrieg, Dollfuß-Mord und Anschluss (Graz 2004) S. 22. und Oswald, Franz. Die Stellung von Major a. D. Emil Fey in der Politik der ersten Republik und des Ständestaates. Dissertation (Wien, 1964) S. 13. Ein Grund für die Adoption findet sich nicht in der Literatur.

<sup>194</sup> Mautner Markhof, Georg J. E. Fey, S. 23.

<sup>195</sup> Ebenda S. 65.

<sup>196</sup> Oswald, Franz. Fey, S. 13.

<sup>197</sup> Mautner Markhof, Georg J. E. Fey, S. 64.

<sup>198</sup> Oswald, Franz. Fey, S. 129.

<sup>199</sup> Ebenda.

Mit einer Aussage, die sie angeblich gegenüber ihrer Schwägerin tätigte, stellte die Gattin des „rätselhaften“<sup>200</sup> Emil Fey jedoch die politische Gesinnung ihres Sohnes zur Debatte, den sie als Anhänger der nationalsozialistischen Idee bezeichnete. Sie selbst war höchstwahrscheinlich jüdischer Abstammung, belegbar ist dies aber nicht.<sup>201</sup> Von Herbert Feys Schulkameraden wurde eine Idealisierung des Nationalsozialismus nicht bemerkt; sie hielten lediglich fest, dass er sich loyal gegenüber dem Ständestaat und so auch den politischen Aktivitäten seines Vaters entsprechend verhielt.<sup>202</sup> Da Emil Fey auch innerhalb des Ständestaates nicht erst seit der Ermordung des Kanzlers Dollfuß eine unklare Position innehatte, galt er als umstrittene Person.

Am 16. März des Jahres 1938 kamen frühmorgens die beiden Haushaltshilfen (Mautner Markhof spricht von zwei Haushaltshilfen, während sich bei Oswald nur der Hinweis auf ein Dienstmädchen findet) in die Wohnung der Familie Fey und fanden dort an sie adressierte Briefumschläge mit Geld und einer Visitenkarte ihrer Dienstgeberin mit einer kurzen Nachricht, in der sich Malvine Fey für die langjährigen Dienste und die Treue bedankte und Geld für die Haushaltshilfen beigelegt hatte. Da den Damen diese nach Abschied klingenden Nachrichten verdächtig erschienen, suchten sie in der Wohnung nach der Familie und fanden drei Leichen, die von Emil und Herbert Fey in einem Raum, die von Malvine Fey in einem anderen Raum der Wohnung. Sie war von ihrem Gatten erschossen worden, während Sohn Herbert und Fey die tödlichen Schüsse gegen sich gerichtet hatten. Die Frauen verständigten nach ihrem Fund die Polizei, die einen Familienselbstmord feststellte.<sup>203</sup>

Der Selbstmord Emil Feys und seiner Familie gibt bis heute Rätsel auf; mit einem Fragezeichen versehen richtete Fey sich selbst und seine Familie aus Angst vor den Nationalsozialisten; er wählte den Freitod. Bereits vor dem Anschluss hatte eine Hetze begonnen, die Fey als den Mörder von Dollfuß hinzustellen versucht hatte; die gesamte Familie wurde bedroht, und es scheint, dass Fey und seine Frau keinen anderen Ausweg sahen, da der Druck auf ihn immer größer wurde. Verschwörungstheoretiker sprechen aber von einem Mordakt der Nationalsozialisten mit anschließender Vertuschungsaktion. Da jedoch Abschiedsbriefe verfasst wurden, die Fey an seinen Bruder und einen Bekannten senden ließ, steht außer Frage, dass Emil und Malvine Fey wie auch ihr Sohn Herbert

---

<sup>200</sup> Scheidl, Hans Werner. Ein Putsch statt Hanteln, Reck und Barren, in: Die Presse (25. 7. 2009) S. 28.

<sup>201</sup> Dollfuß, Eva. Mein Vater: Hitlers erstes Opfer (Wien, 1994) S. 299.

<sup>202</sup> Mautner Markhof, Georg J. E. Fey, S. 172.

<sup>203</sup> Ebenda, S. 165 ff. und Oswald, Franz. Fey, S. 179 ff.

Selbstmord begingen. Die offizielle Version des Todes der Familie Fey belief sich auf Selbstmord, wenige Tage nach dem Anschluss an Hitlerdeutschland.

## ***7.2 Alwine Dollfuß***

Alwine Glienke wurde am 12. Februar 1897 in Poppow in Deutschland als eines von vierzehn Kindern geboren. Bereits im Alter von fünfzehn Jahren verließ sie ihr Elternhaus und nahm in Danzig eine Stelle als Kassierin an. „Aber Danzig und ihre erste Begegnung mit der Selbstständigkeit sind für Alwine eine Enttäuschung.“<sup>204</sup> So ging sie nach Berlin und wohnte bei ihrer älteren Schwester, für die sie arbeitete, bevor sie einen Posten in der Bank der Preußenkasse annahm. Sie lernte ihren Mann Engelbert Dollfuß im Jahr 1921 kennen, Dollfuß hatte im März dieses Jahres als kaufmännischer Aushilfsarbeiter in der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse zu arbeiten begonnen und wechselte im Sommer in die Abteilung, in der Alwine arbeitete. Alwine war kein blonder, nordischer Typ, sondern eine stattliche junge Dame, mit einem Gesicht, das der Felsgrottenmadonna von Leonardo da Vinci ähnlich war.<sup>205</sup> Die Verlobung fand noch im Sommer statt, ebenso wie die Rückkehr nach Österreich; Hochzeit wurde am 31. Dezember 1921 zu Silvester in Kirnberg gefeiert. „Trotz der vielen Gäste aus Wien ist es eine richtige Bauernhochzeit.“<sup>206</sup> Noch vor der Hochzeit trat die Braut zum katholischen Glauben über. Sie war der festen Überzeugung, dass Mann und Frau nicht unterschiedlichen Konfessionen angehören sollten und dass sie den Glauben ihres Mannes durchaus annehmen könnte, obwohl sie aus einer protestantischen Familie stammte.<sup>207</sup> Das verheiratete Paar zog nach Wien, und die junge Ehefrau begleitete ihren Mann in den ersten Ehejahren an den Wochenenden häufig zu politischen Versammlungen; diese Wochenendreisen verursachten bei Alwine Dollfuß jedoch häufig Migräne. Ging es nicht zu politischen Zusammenkünften, so zog es Engelbert Dollfuß am ehesten in die Berge zum Wandern, doch auch diese Aktivität sagte seiner jungen Frau nicht unbedingt zu, da sie sich mehr mit dem Gedanken des Spazierengehens anfreundete und nicht mit einem stetigen bergauf, bergab.<sup>208</sup>

---

<sup>204</sup> Dollfuß, Eva. Mein Vater, S. 49.

<sup>205</sup> Sheridan, R.K. Schuschnigg, S. 61.

<sup>206</sup> Dollfuß, Eva. Mein Vater, S. 53.

<sup>207</sup> Walterskirchen, Gudula. Engelbert Dollfuß. Arbeitermörder oder Heldenkanzler (Wien, 2004) S. 77.

<sup>208</sup> Dollfuß, Eva. Mein Vater, S. 54.

Am 7. Juli 1927 kam das erste Kind, Hanna, zur Welt, doch 1928 verstarb es plötzlich an einer Gehirnhautentzündung. Im selben Jahr wurde die zweite Tochter Eva am 2. September geboren, und wiederum 2 Jahre später erblickte Sohn Rudolf am 2. Dezember das Licht der Welt. Im Jahr 1932 wurde Engelbert Dollfuß Bundeskanzler. Die Reaktion seiner Frau, als er ihr berichtete, dass er die Regierung übernehmen sollte, lässt sich als eher negativ einstufen; sie erachtete diese Entscheidung als schlecht, da die „Dinge“ nicht unbedingt gut standen.<sup>209</sup> Sie galt als bescheidene Frau, die auch in der veränderten Lebenssituation als Kanzlergattin mit einer kleinen Wohnung zufrieden war.<sup>210</sup>

Die innenpolitische wie auch wirtschaftliche Situation wurde zunehmend schlechter, womit Alwine Dollfuß ihren Unmut über die zukünftige Position ihres Mannes begründete. Weder die Frau noch die Kinder sahen Engelbert Dollfuß häufig. Geurlaubt wurde zumeist alleine, da Dollfuß nie lange von Wien wegbleiben konnte. Auch war sie niemals untätig und engagierte sich bei der Caritas Socialis für den sogenannten Elisabethtisch und war auf Grund dessen weniger häufig zuhause anzutreffen, besonders in der Weihnachtszeit.<sup>211</sup> In dieser Arbeit fühlte sie sich sehr wohl, wurde aber durch eine „Intrige“ gegen sie sehr gekränkt. Es kursierte das Gerücht, dass die Frau des Kanzlers Dollfuß verlautbaren hätte lassen, dass man auch aus Wursthaut und Kartoffelschalen Suppe kochen könne. Diese Aussage sorgte bei Alwine Dollfuß noch Jahre später für Bitterkeit; sie distanzierte sich 1961 in einem Schreiben an die Tageszeitung „Die Presse“ von der damaligen schlechten Nachrede:

„Ich habe nie einen Radiovortrag gehalten, in dem ich geschildert hätte, wie man aus Wurstabfällen Suppe kochen kann. Dieses Gerücht wurde, wie viele andere, von nationalsozialistischer Seite verbreitet und erzielte [...] die beabsichtigte Wirkung.“<sup>212</sup>

Alwine Dollfuß war auch zur Zeit des Bürgerkrieges engagiert, die Opfer auf der Seite der Heimwehr zu unterstützen und die Not der Hungernden zu stillen. Sie setzte sich immer wieder für die Caritas ein und erfüllte gleichzeitig die unzähligen offiziellen Verpflichtungen an der Seite ihres Mannes, wie zum Beispiel die Eröffnung der Wiener Festwochen 1934. Zu dieser erschien sie in einem der Abendkleider, das sie besaß, und nicht in einem dafür als adäquat angesehenen barocken Kostüm, weil sie der Auffassung war, dass eine solche

---

<sup>209</sup> Ebenda, S. 81.

<sup>210</sup> Sheridan, R.K. Schuschnigg, S. 129.

<sup>211</sup> Dollfuß, Eva. Mein Vater, S. 111, S. 224, S. 229.

<sup>212</sup> Ebenda, S. 231 ff.

Kostümierung zu viel kosten würde und das auf keinen Fall angebracht wäre, wenn andere Menschen hungern müssten.<sup>213</sup>

Ihre Tochter Eva schreibt, dass Alwine Dollfuß immer eine sehr pünktliche Frau war. Speziell wenn es um den Kirchenbesuch ging, der auch Repräsentationszwecken diene, stand Pünktlichkeit in ihren Augen an oberster Stelle. Nicht so aber bei ihrem Vater. „Wenn wir spät kommen und keine Plätze mehr frei sind, gehen wir bei der Seitentür hinein, um nicht aufzufallen.“<sup>214</sup> Alwine Dollfuß war auch der Ruhepol der Familie; zumindest wurde sie so von ihrer Tochter bezeichnet.

Im Juli 1934 fuhr Alwine Dollfuß mit den beiden Kindern nach Riccione, einer Einladung von Mussolini und seiner Frau Folge leistend. Dies war die erste Reise ins Ausland, die sie mit den Kindern unternahm. Engelbert Dollfuß hatte noch in Österreich zu tun, plante aber, seiner Familie nachzureisen. Am 25. Juli 1934 telefonierte Alwine Dollfuß noch mit ihrem Mann und erwartete ihn nach diesem Telefonat für den darauffolgenden Tag in Italien.<sup>215</sup> Doch es sollte das letzte Mal sein, dass die beiden Kontakt miteinander hatten, denn an diesem Tag wurde Engelbert Dollfuß ermordet. Alwine Dollfuß wurde telefonisch vom Tod ihres Gatten in Kenntnis gesetzt.

„Meine Mutter und ich haben über Papas Tod wenig gesprochen. Es tat zu weh. [...] Wir trösteten uns damit, daß Papa für ein Ideal lebte und starb, welches ihm mehr bedeutete, als alles andere auf der Welt.“<sup>216</sup>

Für Alwine Dollfuß brach eine Welt zusammen. Nicht nur hatte sie den schweren Verlust ihres Ehemannes hinzunehmen, sie war auch mit zwei kleinen Kindern auf sich alleine

---

<sup>213</sup> Dollfuß, Eva. Mein Vater, S. 306. Die hier geschilderte Episode lässt Alwine Dollfuß als sehr bescheidene und wohlwollende Frau erscheinen, der es in vielen Belangen um das Glück der Allgemeinheit ging und die aus diesem Grund auch auf aufwändige Kostüme verzichtete. Sie wird von ihrer Tochter als sehr genügsam und anspruchslos geschildert. Die Aussagen, auf die ich hier zurückgreife, sind natürlich alle aus einer sehr subjektiven Sichtweise geschildert, weil die eigene Tochter über Mutter und Vater schreibt. Dennoch haben die Darstellungen eine Gültigkeit, deren Wahrheitsgehalt jede/r Leser/in mit sich selbst vereinbaren muss. Inwieweit man den netten Beschreibungen ohne kritisches Hinterfragen Glauben schenken mag, ist fraglich. Fest steht nur, dass Alwine Dollfuß eine sparsame und sich mit wenigen Dingen zufriedene gebende Frau war. Das zu unterstreichen, gelingt Eva Dollfuß mit einer weiteren Episode den Geburtstag ihrer Mutter betreffend, zu dem Engelbert Dollfuß seiner Frau aus Zeitknappheit 500 Schilling schenkte, und sie sich mit dem Geld etwas gönnen sollte. Ein paar Tage später jedoch bat er sie wiederum um das Geld, um einer bedürftigen Familie rasch aushelfen zu können. Vgl. ebenda, Seite 114. Mit dieser Schilderung werden nun beide Ehepartner als vollkommen selbstlos hingestellt, der Verzicht auf das eigene Besitztum wird vorangestellt, um allen Bedürftigen helfen zu können.

<sup>214</sup> Ebenda, S. 102.

<sup>215</sup> Ebenda, S. 325.

<sup>216</sup> Ebenda, S. 335.

gestellt. Eva war gerade sechs Jahre alt und Rudi dreieinhalb. Sie musste darüber hinaus mit sehr wenigen finanziellen Mitteln auskommen. Ihr Mann hatte ihr kaum etwas hinterlassen, und so wurde für die Witwe, die sich selbst immer karitativ eingesetzt hatte, ein Versorgungsfonds eingerichtet.<sup>217</sup> Am 28. Juli 1934 fand das Begräbnis statt; Frau Dollfuß folgte dem Sarg zu Fuß und wurde von den Politikern Starhemberg und Stockinger gestützt. Nachdem der Sarg ins Grab hinabgesenkt worden war, warf sie mit schwacher Hand eine Handvoll Erde nach, genauso wie das auch ihre Schwiegermutter tat.<sup>218</sup> Am Begräbnis nahmen sehr viele Menschen teil. Am 29. Juli fand eine Trauerfeier vor dem Rathaus statt. Danach wurde es ruhig um die Familie Dollfuß. 1938 floh Alwine Dollfuß mit ihren Kindern aus Österreich. Sie starb 1973 und liegt neben ihrem Ehemann am Hietzinger Friedhof begraben.

### **7.3 Herma Schuschnigg**

Herma Schuschnigg wurde als Hermine Masera am 25. Juni 1901 in Südtirol geboren.<sup>219</sup> Sie war die Tochter des Kräutergroßhändlers Josef<sup>220</sup> Masera und Rosas An der Lan-Hochbrunn aus Bozen; diese wiederum stammte vom Komponisten P. Hartmann An der Lan-Hochbrunn ab.<sup>221</sup> Herma Masera ging in Innsbruck zur Schule, wo sie die Klosterschule der Ursulinen besuchte. Sie galt als zerbrechliche und sensible Person.<sup>222</sup> 1924 heiratete sie Kurt Schuschnigg. Kennengelernt hatte sie ihren Mann 1922 über die Tiroler Anwaltsfamilie Fischer, in deren Kanzlei Kurt Schuschnigg zu arbeiten begonnen hatte.<sup>223</sup> Zum Zeitpunkt der Heirat und auch danach hatte die Familie ihren Lebensmittelpunkt noch in Innsbruck, bis dann auf Grund der beruflichen Tätigkeit Schuschniggs mit dem gemeinsamen Sohn nach

---

<sup>217</sup> Walterskirchen, Gudula. Dollfuß, S. 250.

<sup>218</sup> Sheridan, R.K. Schuschnigg, S. 99.

<sup>219</sup> Die Biographie der Herma Schuschnigg durch Bernhard Birk ist 1935, kurz nach dem Tod der Ehefrau des Kanzlers entstanden und aus diesem Grund klarerweise aus der damaligen ständestaatlichen Schönfärbung und Ideologie geschrieben worden. Der Autor war persönlich mit Frau Schuschnigg bekannt und zollt ihr in seiner Arbeit großen Respekt, den sie als Frau verdient hat. Auf die biografischen Notizen hat die subjektive Einfärbung des Textes keinerlei Auswirkungen, jedoch stellt sich die Schwierigkeit, herauszulesen, wer Herma Schuschnigg tatsächlich war, denn der Text kann mehr als eine Jubelschrift denn als Nachruf gesehen werden. Bandhauer-Schöffmann gibt ihren Tod mit 1936 an. Es findet sich auch nach viel Recherche kaum etwas zu dieser Frauengestalt, so dass sich die Informationen auf diese kleine biografische Ausgabe stützen müssen. Darüber hinaus verwende ich nicht die Bezeichnung Herma von Schuschnigg, denn auch ihr Ehemann trägt üblicherweise kein „von“ in seiner Namensbezeichnung, im Übrigen wurde das adelige „von“ in Österreich mit der Ersten Republik abgeschafft.

<sup>220</sup> Sheridan, R.K. Schuschnigg, S. 42. Sheridan macht hier wiederum eine abweichende Angabe; er gibt als Namen des Vaters Friedrich an.

<sup>221</sup> Birk, Bernhard. Kanzler Schuschnigg, S. 37. Siehe auch Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950. I. Band (Graz/Köln, 1957) S. 20.

<sup>222</sup> Sheridan, R.K. Schuschnigg, S. 42.

<sup>223</sup> Scharmitzer, Egon Laurenz. Kurt von Schuschnigg: „Für Österreich und gegen Hitler“. Diplomarbeit (Wien, 2000) S. 10. und Hopfgartner, Anton. Kurt Schuschnigg. Ein Mann gegen Hitler (Graz, Wien, Köln, 1989) S. 46 ff.

Wien übersiedelt wurde, und zwar im Jahr 1930, als Schuschnigg Minister wurde. Herma Schuschnigg fühlte sich aber nach wie vor ihrer Tiroler Heimat zutiefst verbunden und „verpflichtet, als Frau des Kanzlers den Tirolern in ganz besonderer Weise entgegenzukommen.“<sup>224</sup> Sie sprach Deutsch und Italienisch gleichermaßen und liebte ihre Heimat sehr. Vor dem Umzug hatte sie auch einen gewissen Druck auf ihren Mann ausgeübt, nicht nach Wien übersiedeln zu müssen.<sup>225</sup> Da Schuschnigg aber nicht sehr häufig in Tirol sein konnte, verließ sie gezwungenermaßen 1930 mit dem Kind die Heimat und führte dann ein recht einsames Leben in Wien. Sie ging nicht viel aus, und wenn, so geschah dies oft ohne ihren Mann, der mit der Politik beschäftigt war. Sie war eher zuhause bei ihrem Sohn, der auch zuhause unterrichtet wurde; er hatte seine eigene Hauslehrerin.<sup>226</sup> Als Kurt Schuschnigg nach der Ermordung von Dollfuß das Kanzleramt übernahm, hatte seine Frau keine ruhige Minute mehr. Sie erkannte auch, dass ihr Mann überlastet war. So begann sie, seine vertrauliche Post zu schreiben oder abzutippen und viele seiner Telefongespräche zu übernehmen. Immer wieder bat sie ihn auch, zurückzutreten und den Posten jemand anderem zu überlassen.<sup>227</sup>

Herma Schuschnigg starb am 13. Juli 1935 bei einem Autounfall auf dem Weg nach St. Gilgen in den Sommerurlaub. Ihr Ehemann sowie ihr Sohn Kurt überlebten den Unfall beide mit leichten beziehungsweise keinerlei schwerwiegenden Verletzungen. Herma Schuschnigg jedoch erlitt einen Genickbruch, als das Auto gegen einen Baum fuhr und sie, ebenso wie ihr Mann, hinausgeschleudert wurde. „Die Gemahlin des Bundeskanzlers wurde ebenfalls von ihrem Sitz geschleudert und dürfte dabei mit dem Kopf an das halboffene Dach des Wagens gestoßen sein. Sie erlitt einen Bruch der oberen Wirbelsäule und dürfte augenblicklich den Tod gefunden haben.“<sup>228</sup> Eine Passantin, die mit dem Fahrrad vorbeifuhr, hatte vergeblich versucht, Herma Schuschnigg wiederzubeleben. Im Wiener Rundfunk wurde am Nachmittag ihres Todes nicht nur diese vorläufige Stellungnahme zur Todesursache abgegeben, sondern auch folgender Nachruf verlautbart:

Wir trauern um eine wahrhaft edle, gütige Frau, die an der Seite ihres Mannes ihre Aufgabe vor allem darin erblickt hat, die Not der Ärmsten

---

<sup>224</sup> Hopfgartner, Anton. Schuschnigg, S. 47.

<sup>225</sup> Sheridan, R.K. Schuschnigg, S. 48.

<sup>226</sup> Ebenda, S. 129.

<sup>227</sup> Ebenda, S. 131.

<sup>228</sup> Birk, Bernhard. Herma von Schuschnigg (Innsbruck/Wien/München, 1935) S.6. Bei späteren Recherchen am darauffolgenden Tag stellte sich heraus, dass Herma Schuschnigg offenbar erst nach dem Herausschleudern aus dem Auto so unglücklich zu Sturz kam und sich dabei einen Halswirbel brach, sich also nicht, wie im ersten Bericht erläutert, am Rolldach des Wagens verletzte.

zu lindern, armen Kindern zu helfen und Tränen zu stillen. In die tiefe Trauer über das tragische Ende dieser vorbildlichen Frau, Gattin und Mutter klingt aber ein Gefühl heißen Dankes an die Vorsehung, daß uns der Bundeskanzler selbst erhalten blieb. Millionen Österreicherinnen und Österreicher nehmen innigsten Anteil an dem Leid, das er nun zu tragen hat.<sup>229</sup>

Die Worte, die vom damaligen Generalsekretär der Vaterländischen Front, Walter Adam<sup>230</sup>, hier gewählt wurden, zeigen einmal mehr das Bild, das der Austrofaschismus von Frauen nur allzu gerne zeichnete. Die Berufung der Frau war in der Aufgabe als Mutter und Sozialarbeiterin zu sehen, allerdings als unbezahlte Kraft, die das Gute schafft, Not und Leiden lindert und armen Menschen hilft. „Unübersehbar ist die Zahl der Caritasaktionen, denen sie als Frau des Bundeskanzlers vorstehen mußte“<sup>231</sup>; unter anderem hatte Herma Schuschnigg bis zu ihrem Tod als Präsidentin der Herma-von-Schuschnigg Mittagstische den diesbezüglichen wohltätigen Zwecken zur Verfügung gestanden und mit Sicherheit einige Tränen gelindert, wie dies in oben angeführtem Zitat angemerkt ist. Nach ihrem Tod übernahm die Ministergattin Bella Perntner diese Aufgabe.<sup>232</sup>

Bernhard Birk beschreibt in seinen Aufzeichnungen eine Anzahl von guten Taten, die Herma Schuschnigg vollbrachte. Passend zur ständestaatlichen Idee wird auch von ihrer Wirkungstätigkeit im Wallfahrtsort Mariazell berichtet. Der Marienkult, der um den Ort Mariazell betrieben wurde, griff den früheren Gedanken der Gegenreformation wieder auf.<sup>233</sup> Dort fand eine Tagung statt, zu der Herma Schuschnigg ihren Mann begleitete und im Zuge dessen die Fürsorgeanstalten in Mariazell besuchte, in welchen sie dann den Wünschen der Kinder lauschte und ihnen mit einer Geldspende an die zuständige Fürsorgerin eine Freude bereitere, um ihnen damit eine Fahrt mit der Seilbahn zu ermöglichen.<sup>234</sup> Auch bat sie in einem Brief ihre Schwiegermutter, ihr 20 sehr arme Kinder zu nennen, damit sie die Firmpatenschaft für diese übernehmen konnte. Diese Patenschaft sollte unter Beweis stellen, dass Herma Schuschnigg ihrer Heimat sowie dem katholischen Glauben stets weiterhin verbunden blieb und sich um die Bedürftigen sorgte. Mit der Patenschaft wurden die Kinder auch neu eingekleidet und erhielten ein Gebetbuch wie auch eine Uhr als Geschenk.<sup>235</sup> Auch

---

<sup>229</sup> Birk, Bernhard. Herma von Schuschnigg, S.8.

<sup>230</sup> Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950. I. Band (Graz/Köln, 1957) S. 4. und Enderle-Burcel, Gertrude. Christlich-Ständisch-Autoritär, S. 36 ff.

<sup>231</sup> Birk, Bernhard. Herma von Schuschnigg, S. 16.

<sup>232</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Mutteropfer, S. 67.

<sup>233</sup> Hanisch, Ernst. Der politische Katholizismus, S.78.

<sup>234</sup> Birk, Bernhard. Herma von Schuschnigg, S. 17.

<sup>235</sup> Hopfgartner, Anton. Schuschnigg, S. 47.

ihr Ehemann beschrieb Herma Schuschnigg rückblickend engelsgleich. Sie war außerdem die einzige Person, der er voll und ganz vertraute. Seine Ausführungen sind auf eine der früheren Begegnungen der beiden bezogen:

„Da begegnet mir am Obstmarkt Hermine; das liebe, junge Geschöpf; mit dem blonden Engelköpfel und den hellblauen Augen; immer ein leichtes, halb glückliches, halb verlegenes Lächeln im Antlitz; den Kopf um einen Gedanken nach seitwärts gewendet, ein beschwingtes Federn im Gang. Das Profilbild war es, in seiner weichen, zarten Mädchenhaftigkeit, das mich immer von neuem in seinen Bann zog.“<sup>236</sup>

Darüber hinaus fanden sich aber auch Berichte von Menschen ihrer Umgebung, die von minimalen Fehlern, die Herma Schuschnigg unterliefen, berichteten. In netten Anekdoten verpackt, von wiederum meist anonymen Erzählerinnen und Erzählern, rückten diese sogleich die Frau in ein menschliches Licht. Auch sie war also nicht unfehlbar, aber immer um die Nähe zur Perfektion bemüht und konnte auf diese Art als Vorbildfunktion für alle Frauen im Land fungieren. Auch dass sie eine sehr volksnahe und volksverbundene Frau war, bringt Birk deutlich zum Ausdruck. „Die Frau Bundeskanzler benützte den Aufenthalt nicht zu Repräsentationszwecken, sondern [...] [um] mit der Bevölkerung, vor allem mit den Kindern und der Jugend zu sprechen.“<sup>237</sup>

Die Beschreibung einer Schulfreundin, die mit ihr die Klosterschule in Innsbruck besuchte und die eine Art Nachruf über ihre damalige Freundin verfasste, fügte sich wunderbar in das Bild ein, das im Austrofaschismus das ideale Frauenbild verkörperte:

„Wahrhaft, ich mußte bewundernd staunen über die Bescheidenheit und unsagbar heilige und hohe Anschauung, die sie von Verlobung und Ehe hatte. Könnte man ihre Worte, die sie damals sprach und die sie auch getreulich ihr Leben lang gehalten hat, laut hinausrufen in alle Welt: wie viele Bräute, wie viele junge Frauen müßten beschämt den Kopf senken!“<sup>238</sup>

---

<sup>236</sup> Schuschnigg, Kurt. Ein Requiem in Rot-Weiss-Rot. (Wien, 1978) S. 325. Die beiden Autobiografien von Kurt Schuschnigg unterscheiden sich im Wortlaut der hier zitierten Stelle nicht, lediglich die Tatsache, dass die Ausgabe von 1946 in Österreich niemals erschien, nur in der Schweiz verlegt wurde und die Einfuhr des Buches nach Österreich untersagt war, scheint erwähnenswert. Die Ausgabe für Österreich aus dem Jahr 1978 wurde dann mit einem Vorwort versehen.

<sup>237</sup> Birk, Bernhard. Herma von Schuschnigg, S. 24.

<sup>238</sup> Birk, Bernhard. Herma von Schuschnigg, S. 12ff.

Hier finden sich ein indirekter Verweis und eine Anspielung auf den Verfall der Gesellschaft durch junge Frauen, die sich nicht an die vom katholischen Milieu bevorzugten und von der Ideologie des Austrofaschismus übernommenen Konventionen anpassten, sondern ihren eigenen Weg gingen. Dieser war dann aber nicht unbedingt einer von Enthaltbarkeit und Jungfräulichkeit vor der Ehe geprägter Weg, wie ihn die Katholikinnen befürworteten. Genau an diesem Punkt sah man aber einen Ursprung der gesellschaftlichen Missstände.<sup>239</sup> Des weiteren schrieb die anonym bleibende Schulfreundin über Herma Schuschnigg, dass nur Menschen, die die Kanzlergattin persönlich und gut kannten, wissen konnten, wie „tief und ehrlich ihr Sichhingeben“<sup>240</sup> für ihren Mann und ihren Sohn war. Eine andere Freundin wird in Sheridons Werk über ihren Mann zitiert: „Herma lived for nothing but her husband.“<sup>241</sup> Sie stand ihm treu zur Seite und unterstützte ihn bei seiner Arbeit und all seinen Verantwortungsbereichen. Passend zu diesen Vorbildfunktionen war auch das „oberste Gesetz“ ihres Mannes folgendes: „katholisch und österreichisch.“<sup>242</sup> Er legte den religiösen Ernst an den Tag, den man sich im katholischen Staat von einem Kanzler erwartete.<sup>243</sup> Für Kurt Schuschnigg war der Tod seiner Frau ein furchtbares Ereignis.

„The newspapers of the world were full of the accident. The obscure little woman who had married an unknown Innsbruck lawyer, suddenly replaced queens and duchesses as front-page news. She, whose life meant only this, that she had been born, married and died, had her story told by every journal [.]“<sup>244</sup>

Für das Begräbnis wurde Herma Schuschniggs Sarg mit dem Zug nach Wien überführt, wo sie dann in Hietzing begraben wurde, wie auch schon im Jahr zuvor Engelbert Dollfuß.<sup>245</sup> Ein Aufgebot an Heimwehrmitgliedern sowie eine große Anzahl Trauernder erwiesen ihr die letzte Ehre.

---

<sup>239</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 257ff.

<sup>240</sup> Birk, Bernhard. Herma von Schuschnigg, S.13.

<sup>241</sup> Sheridan, R.K. Schuschnigg, S. 43.

<sup>242</sup> Birk, Bernhard. Kanzler Schuschnigg, S. 31.

<sup>243</sup> Ebenda, S. 37.

<sup>244</sup> Sheridan, R.K. Schuschnigg, S. 139.

<sup>245</sup> Ebenda, S. 137.

## 7.4 Leopoldine Miklas

Leopoldine Miklas wurde als Leopoldine Heidinger in Horn<sup>246</sup> als Tochter des bürgerlichen Gastwirtes Josef Heidinger geboren. Am 16. Juli 1900 heiratete sie Wilhelm Miklas, der zu dieser Zeit noch am Gymnasium der Stadt Horn in Niederösterreich tätig war. Das Ehepaar bekam insgesamt 12 Kinder. Eine Tochter, Hedwig, starb jedoch im Alter von 17 Jahren 1923 in der Schweiz. Im selben Jahr wurde Wilhelm Miklas ins Bundesministerium für Unterricht berufen, während die Familie vorerst in Horn blieb. In Horn war er zuvor, seit 1905, Direktor des Gymnasiums gewesen.<sup>247</sup> 1925 feierte das Ehepaar Miklas seine silberne Hochzeit. Wilhelm Miklas bedankte sich bei der Festrede bei seiner „lieben, guten Frau für alle Liebe und treue Weggenossenschaft“.<sup>248</sup>

Die Ehe von Leopoldine und Wilhelm Miklas galt bereits 1928, als er zum Bundespräsidenten gewählt wurde, als eine vorbildliche katholische Ehe. Die „Würde und de[r] Wert des katholischen Ehebundes“<sup>249</sup> wurden durch die mustergültige Eheführung der beiden zu einem Vorbild für die breite Öffentlichkeit. Auch wurde Leopoldine Miklas als „brave, musterhafte Gattin“ bezeichnet, die „alle Mühe und Sorge auf die christliche Erziehung ihrer Kinder verwendet.“<sup>250</sup> Im katholischen Milieu zeigte sich im Jahr 1929 nach wie vor die starke Tendenz, Frauen nur als einseitig begabte Wesen wahrzunehmen, deren Aufgaben sich auf den privaten Bereich beschränken.<sup>251</sup> So auch hier, denn die Erziehung der Kinder war zu einem überwiegenden Teil Aufgabe der Mutter und Ehefrau, da sich Miklas aus beruflichen Gründen oft monatelang nicht zuhause einfinden konnte und ihm besonders die Erziehung der

---

<sup>246</sup> In den zeitgenössischen Schriften aus 1929 und 1932 findet sich als Abstammungsort Horn, während Walter Goldinger Heidenreichstein als Herkunftsort angibt. Vgl. hierzu Austriacus, Viator. Unser Bundespräsident (Wien, 1929) und Neumair, Josef. Wilhelm Miklas. Der österreichische Bundespräsident (Wien, 1932) und Goldinger, Walter. Wilhelm Miklas. 1872-1956 in: Weissensteiner, Friedrich (Hrsg.). Die österreichischen Bundespräsidenten. Leben und Werk (Wien 1982) S. 82-120.

<sup>247</sup> Harasek, Anneliese. Bundespräsident Wilhelm Miklas. Dissertation (Wien, 1967) S. 49.

<sup>248</sup> Austriacus, Viator. Bundespräsident, S. 46.

<sup>249</sup> Ebenda, S. 47.

<sup>250</sup> Ebenda, S. 50 ff. Interessanterweise findet sich in dieser 1929 erschienen Schrift über Bundespräsident Miklas auch der Satz „Zum Bundespräsidenten kann jede Person gewählt werden, also auch eine Frau, die das Wahlrecht zum Nationalrat besitzt [...]. Trotz der vorherigen Darstellung eines bestimmten Frauenbildes, auch in Bezug auf die Ehefrau des Bundespräsidenten, findet sich bereits 1929 der Hinweis auf die Möglichkeit, eine Frau zur Wahl zu stellen, was ich in diesem Zusammenhang doch als erwähnenswert erachte.

<sup>251</sup> Diese Neigung oblag dem Bundespräsidenten schon weitaus früher; er hatte mit Sicherheit ein sehr konservatives Frauenbild, das er Zeit seines politischen Lebens auch artikulierte. So hatte sich Wilhelm Miklas 1918 für die Einführung der *Wahlpflicht* für Frauen eingesetzt, als damals über das *Wahlrecht* abgestimmt wurde, weil die Christlichsoziale Partei die Befürchtung hegte, dass ein reines Frauenwahlrecht den Sozialdemokraten einträglicher wäre. Diese Idee Miklas' stempelte Frauen als unmündige Wesen ab, die nicht als fähig erachtet wurden, selbstständige Entscheidungen zu treffen und somit zur Wahl verpflichtet werden müssten. Die Wahlpflicht wurde aber nicht eingeführt.

„heranwachsenden, lebensfrischen, dem Sport ergebenen“<sup>252</sup> Söhne Schwierigkeiten bereitet hätte. Er selbst schilderte in einer Rede vom 6. Jänner 1934 anlässlich der Eröffnung der Tagung zur Förderung der Familieninteressen im Niederösterreichischen Landhaus in Wien die Aufgaben der Ehefrau und Mutter gegenüber ihrem Ehemann, dem sie zur Seite stehen musste, folgendermaßen:

„[...] [D]ie liebende Gattin [...], die Mutter der Kinder, die unermüdliche Fürsprecherin des kleinen Volkes in diesem kleinen Gottesreich. Dem Gatten zwar untertan, nach dem feierlichen Gelöbnis, das sie am Traualtar geschworen hat, und dennoch als Gattin und Mutter stärker, einflußreicher und mächtiger, als wenn sie Selbstherrscherin wäre. [...] So sind in der christlichen Familie alle Grundelemente eines geordneten kleinen Staates vorhanden: Regierung und Volk und die Mittlerin zwischen beiden, die unermüdliche Fürsprecherin, die Mutter. [...] Doch einer muß schließlich das letzte Wort haben, der Vater. [...] Nicht immer das letzte Wort, aber das entscheidende.“<sup>253</sup>

Vor der Wahl ihres Mannes zum Bundespräsidenten wurde Leopoldine Miklas von Michael Hainisch, dem Amtsvorgänger, näher begutachtet. Er wollte sie kennenlernen, denn ihr würde ja doch auch ein gewisses Maß an repräsentativen Aufgaben bevorstehen. Als Michael Hainisch Horn besuchte und Leopoldine Miklas dort traf, hinterließ sie einen tiefen und bleibenden Eindruck bei ihm.

1928 wurde Miklas von der Bundesversammlung zum Bundespräsidenten gewählt, 1931 kam es zu einer Wiederwahl. Das Amt blieb ihm bis 1938. Im Jahr 1929 kehrte dann die gesamte Familie Miklas der Stadt Horn den Rücken und übersiedelte nach Wien; davor hatte der Bundespräsident (auch noch zu seiner Abgeordnetenzeit) bei einem seiner Brüder in Wien gewohnt. Mit der Familie wurde dem Präsidenten nun ein Haus in der Hainburgerstraße zugewiesen, da er aus Bescheidenheitsgründen das Augartenpalais abgelehnt hatte.<sup>254</sup> Mit ähnlichen Eigenschaften wurde auch Leopoldine Miklas charakterisiert, im Hinblick auf ihre Tätigkeiten als „ausgezeichnete Gattin und Mutter.“<sup>255</sup> Mit dem Umzug nach Wien hatte nun auch die Bevölkerung die Möglichkeit, sie zu sehen und mit ihr zu sprechen.

„Es ist wohl begreiflich, daß sich der Gemahlin des Bundespräsidenten die allgemeine Aufmerksamkeit und Neigung des Volkes zuwendet.

---

<sup>252</sup> Neumair, Josef. Miklas, S. 57.

<sup>253</sup> Miklas, Wilhelm, Hovorka, Nikolaus (Hrsg.). Der Bundespräsident spricht, S. 106 ff.

<sup>254</sup> Neumair, Josef. Miklas, S. 59.

<sup>255</sup> Ebenda, S. 57.

Auch ist sie ein Kind des Volkes und ist es geblieben, wie hoch sie auch mit ihrem Gemahl emporgehoben steht. Ihr mütterliches Wesen, die noch jugendlich erhaltene Erscheinung, die ungezwungen natürlichen, lebenswürdigen Verkehrsformen, ihr Wohltätigkeitssinn, die Tatsache, daß sie Mutter von elf Kindern ist, gewannen ihr wie selbstverständlich jene geheimnisvolle Verehrung im Volk, die nun einmal für Hochgestellte [...] sich ergibt; sie ist, wie ihr Gemahl [...] die „gegebene“ Landesmutter. Wie bereits in Horn betätigt sich Frau Miklas auch in Wien, arbeitsfreudig und selbstlos wie ihr Gatte, in der Wohltätigkeit und sozialen Fürsorge. Unter anderen übernahm sie im Feber 1930 den Ehrenschatz über alle christlichen Müttervereine der Erzdiözese Wien.“<sup>256</sup>

Eben dieses Engagement und alle ihre Tätigkeiten führten letztlich wohl dazu, dass sie 1934 den Österreichischen Frauennotdienst<sup>257</sup> gründete. Ihre Arbeit für diese Einrichtung sicherte ihr vermutlich auch die Position und den Bekanntheitsgrad in der österreichischen Bevölkerung.

„In der Tat gewann Leopoldine Miklas in den folgenden Jahren, namentlich durch ihre karitative Tätigkeit, eine gewisse Popularität, die ihrem Ehemann trotz seines hohen Amtes eher versagt blieb.“<sup>258</sup>

Ihr Mann erfuhr zwar als Bundespräsident mit der Maiverfassung 1934 eine Stärkung seiner Position, denn er erhielt augenscheinlich mehr Rechte.<sup>259</sup> Der Bundespräsident war, obwohl ihm in der Theorie mehr Verantwortlichkeit übertragen worden war, dennoch nicht wichtig in entscheidenden Fragen. Er führte ein Schattendasein, das „exemplarisch [...] daran ersichtlich [wurde], daß dieser den Inhalt der Gesetze erst im Augenblick ihrer Beurkundung erfuhr.“<sup>260</sup> Seine Stellung war nur noch auf repräsentative Verpflichtungen und das Unterzeichnen von offiziellen Schriftstücken beschränkt.<sup>261</sup> Hinzugefügt muss noch werden, dass Miklas zwar für das autoritäre System des Staates war, das ein katholisches, unabhängiges Österreich forderte, aber gegen gewaltsame, totalitäre Maßnahmen. Diese erachtete er als nicht notwendig. Er distanzierte sich auch von der Maiverfassung und unterzeichnete diese nicht.

---

<sup>256</sup> Ebenda, S. 58.

<sup>257</sup> Siehe Kapitel 4.3 dieser Arbeit, in dem sich eine ausführliche Darstellung zum Frauennotdienst findet.

<sup>258</sup> Goldinger, Walter. Miklas, S. 96.

<sup>259</sup> Talós, Emmerich, Manoschek, Walter. Aspekte der politischen Struktur, S. 127.

<sup>260</sup> Ebenda, S. 129.

<sup>261</sup> Bärnthaler, Imgard. Die Vaterländische Front, S. 161.

Über die Tätigkeiten von Leopoldine Miklas nach dem Ende des Austrofaschismus und der damit verbundenen Auflösung des Frauennotdienstes ist nichts bekannt. Sie starb am 23. Dezember 1960 und liegt neben ihrem Mann am Döblinger Friedhof begraben.

Die Politikergattinnen teilten zwar ihr soziales Engagement, waren aber zumeist in verschiedenen Organisationen beheimatet. Kontakte zwischen den Ehefrauen finden sich in Belegen leider nur sehr selten. Eva Dollfuß berichtet von einer Begebenheit, deren Datum sich laut ihrer Mutter nicht mehr feststellen ließ. Es handelte sich aber mit Sicherheit um das Jahr 1934. Dollfuß hatte entschieden, Kurt Schuschnigg aus der Regierung auszuschließen, und es widerstrebt Dollfuß, ihn davon persönlich in Kenntnis zu setzen. Also bat er seine Frau darum, mit Herma Schuschnigg zu sprechen, so dass diese wiederum den ihrigen Mann darauf vorbereiten könnte. „Ungern übernimmt Mama diese Mission, macht sich auf den Weg zu Schuschniggs hübscher und charmanter Frau und bittet sie, ihrem Mann Papas Absicht schonend beizubringen.“<sup>262</sup>

Eine weitere Begebenheit, an der alle vier Frauen teilnahmen, war der Ball der Stadt Wien, den Dollfuß wieder ins Leben gerufen hatte.

„After nearly twenty years' interval, the Rathaus was filled once more with a dancing throng, waltzing to the tunes from *The Merry Widow* and *Lilac Time*. His whole Government were to take part – Kurt and Herma, Fey and Frau Malwine, Stahremberg [sic] (never without partners) and the rest. The worthy President Miklas and his lady did not dance, but presided over the Ball from the old Imperial box, symbols of the solidity of the new order.“<sup>263</sup>

Klar ist hier nicht, wer die Frau an Starhembergs Seite war. Ob dies schon Nora Gregor war oder noch seine erste Frau oder jemand anderer, ist aus dem Zitat nicht herauszulesen. Die Episode zeigt jedoch sehr deutlich, dass auch in diesen Zeiten nicht vergessen wurde, zu feiern und zu tanzen und dass bei diesen Gelegenheiten auch die Ehefrauen zu repräsentativen Zwecken zugegen waren. Da diese Begebenheiten aber nicht in das offizielle austrofaschistische Bild passten, das Mann und Frau eher beim gemeinsamen Gang zur Messe mit dem Rosenkranz in der Hand zeigte und nicht bei einem vergnüglichen, vielleicht ausgelassenen Abend, finden sich in den anderen, vor allem in den hauptsächlich zeitgenössischen Biografien eher keine Episoden dieser Art.

---

<sup>262</sup> Dollfuß, Eva. *Mein Vater*, S. 174.

<sup>263</sup> Sheridan, R.K. *Schuschnigg*, S. 83.

## 8. Frauen in der Politik

Frauen waren auf Grund der neuen Ideologie des Staatssystems ungern gesehene aktive Kräfte in der Politik. Die Rückkehr zu einem patriarchalischen System gestand ihnen weniger Handlungsspielräume für politische Freiheiten zu. Durch die Vorherrschaft der VF und das Verbot aller anderen Fraktionen blieb der Weg in die Politik auch nur für wenige, dem Regime treu gebliebene Frauen offen.

### 8.1 Fanny Starhemberg

Fanny Starhemberg wurde als Franziska Gräfin Larisch von Moennich<sup>264</sup> am 24. Oktober 1875 in Wien geboren. Ihre Eltern waren Graf Eugen Larisch und Maria Christina Gabriela geborene Gräfin Deym Freiin von Stritez.<sup>265</sup> Sie hatte zwei ältere Schwestern, Henriette und Gabriele. Als sie vier Jahre alt war, starb ihre Mutter und nur ein Jahr danach ihr Vater. Der älteste Bruder ihrer Mutter, Graf Ferdinand von Deym, übernahm dann die Vormundschaft über die drei Mädchen.<sup>266</sup> Im Hause ihres Onkels kam sie auch zum ersten Mal in Kontakt mit der Politik, denn Parlamentarier und Minister gaben einander hier die Klinke in die Hand.<sup>267</sup> Anfang des Jahres 1898 lernte sie Fürst Ernst Rüdiger von Starhemberg kennen; bald nach der Verlobung wurde am 28. Juli 1898 geheiratet. Nach der Hochzeit zog das junge Paar nach Eferding in Oberösterreich auf das sogenannte Stammschloss der Familie Starhemberg. Das Paar hatte vier gemeinsame Kinder, von denen das älteste Kind, Ernst Rüdiger Starhemberg, bereits oben in Zusammenhang mit Nora Gregor erwähnt wurde. Der zweite Sohn war Ferdinand Franz, dann folgte die einzige Tochter Sophie Marie Gabriele Henriette, und schließlich noch das vierte Kind, Georg Adam.

Schon bald nach ihrer Eheschließung begann Fanny Starhemberg mit der Organisation von Wohltätigkeitsveranstaltungen. Eines ihrer ersten Projekte war der Neubau des Isabellen

---

<sup>264</sup> Die Schreibweisen des Namens variieren: bei Erwin Rieger findet sich Gräfin Larisch-Mönnich. Vgl. Rieger, Erwin. Fürstin Fanny Starhemberg. Das Lebensbild einer österreichischen Frau (Wien, 1935) S. 25.

<sup>265</sup> Deutsch, Heidrun. Franziska Fürstin Starhemberg. Eine Biographie. Dissertation (Wien, 1968) S. 10.

<sup>266</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 330.

<sup>267</sup> Rieger, Erwin. Starhemberg, S. 33. Auch die Biografie Erwin Riegers über Fanny Starhemberg wurde zur Zeit des Austrofaschismus verfasst. Somit ist es auch hier interessant, einige der Formulierungen und die Beschreibung der politischen Ereignisse zu beachten. Rieger schrieb beispielsweise über die Ereignisse rund um den Justizpalastbrand, dass „der Wiener Mob“ selbigen stürmte und die Heimwehr nun ausgehend von diesem Ereignis dazu verpflichtet wäre, die Staatsgewalt zu stärken und die „sozialistischen Tendenzen innerhalb der Republik zu brechen.“ Über die Februarkämpfe 1934 merkte er an, dass „der letzte Aufstand der Marxisten zusammenbricht“. Vgl. dazu Rieger, Erwin. Starhemberg, S. 169 ff.

Kinderspitals in Linz 1902.<sup>268</sup> Fanny Starhemberg gründete die Katholische Frauenorganisation Oberösterreichs und war bereits während des Ersten Weltkriegs höchst engagiert, nicht nur in der KFO, sondern auch beim Roten Kreuz und in verschiedenen Ausschüssen und Organisationen.<sup>269</sup> So führte sie die Tradition der Starhembergs zur Wohltätigkeit fort und wurde im Laufe der Jahre zu einer „unumstrittenen Führungsfigur in den katholisch engagierten Frauenkreisen“<sup>270</sup> Oberösterreichs. Später sollte sich dies dann auf ganz Österreich ausweiten, wobei die Erfahrungen in Oberösterreich sehr dienlich waren. Nach dem Ersten Weltkrieg verlor die Fürstin ihren Adelstitel, da der Adel in Österreich abgeschafft worden war. Sie hatte große Motivation, nicht mehr nur karitativ tätig zu sein, sondern sich auch politisch zu engagieren. „Die Revolution von 1918 hat den Frauen Österreichs die volle rechtliche Gleichstellung mit den Männern gebracht.“<sup>271</sup> Nun sah Erwin Rieger als Starhembergs Biograf die Gefahr der sozialdemokratischen Frauen und der sozialistischen Lehre, die von der marxistischen Hochburg Wien „Schritt für Schritt auch in die Provinz, und zwar bis in den letzten Weiler“ vorstieß, „geschickt und skrupellos propagiert“<sup>272</sup>. Fanny Starhemberg hatte für ihn nun die Aufgabe, diesem Vorstoß entgegenzuwirken und gegen den auch von ihr missbilligten Bolschewismus anzukämpfen.<sup>273</sup> Sie wurde zwar nicht Mitglied des Nationalrates, war aber von 1920 bis 1931 von der Christlichsozialen Landtagsfraktion in den Bundesrat entsandt worden. „Sie verbreiterte auch ihre Hausmacht im karitativ-katholischen Milieu“<sup>274</sup> und übernahm als treibende Kraft sehr viele zusätzliche Funktionen, zum Beispiel als Vorsitzende des Zentralverbandes der katholischen Kinderhorte und Kleinkinderanstalten in Oberösterreich, um nur eines ihrer Ämter zu nennen. Eine Aufzählung ihrer zahlreichen Tätigkeiten finden wir bei Rieger, als er einen Festzug zur Ehren Fanny Starhembergs beschreibt:

„Da ist der christlich-deutsche Turnverein, das Rote und das Schwarze Kreuz, der Witwen- und Waisenverein, der Landesverband für Invalidenhilfe, das Isabellen-Kinderspital, der Verein für christliche Volksbildung, der Oberkoglerhof, der Verein der weiblichen Handelsangestellten, der Verein der christlichen Hausgehilfinnen, der christliche Arbeiterinnenbund, das Kriegskinderheim, die Patronagen, der weibliche Jugendverband Oberösterreichs. Der Zug will kein Ende nehmen!“<sup>275</sup>

---

<sup>268</sup> Deutsch, Heidrun. Starhemberg, S.18.

<sup>269</sup> Ebenda, S. 122.

<sup>270</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 332.

<sup>271</sup> Rieger, Erwin. Starhemberg, S. 121.

<sup>272</sup> Ebenda, S. 123.

<sup>273</sup> Ebenda, S. 171.

<sup>274</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 334.

<sup>275</sup> Rieger, Erwin. Starhemberg, S. 158.

1925 schließlich wurde sie Präsidentin der KFO Österreichs; dies war das höchste Amt, das sie innerhalb dieser Organisation einnehmen konnte. Der Sitz der KFO wurde nun von Wien nach Linz verlegt. Das Generalsekretariat in Linz wurde zu einem Doppelsekretariat und zu einer zentralen Stelle für alle Frauenfragen des katholischen Milieus. Die Zusammenarbeit mit anderen Frauenorganisationen, insbesondere den sozialdemokratisch organisierten, lehnte sie ab.<sup>276</sup> Sie war im Zuge ihrer Tätigkeit auf einigen internationalen Kongressen der katholischen Frauenverbände und stellte ihre Arbeit im Bundesrat, in der KFO und im Roten Kreuz vor ihr Familienleben.<sup>277</sup> Bereits in der Zeit zwischen 1921 und 1922 begann sie aber, die politische Karriere ihres ältesten Sohnes zu forcieren und initiierte ein erstes Treffen mit Ignaz Seipel.<sup>278</sup> Sie ermutigte ihren Sohn auch dazu, der 1919 gegründeten Heimwehr beizutreten. Zu dieser Zeit war die Christlichsoziale Partei der Heimwehr gegenüber noch geteilter Meinung; sie war noch nicht in dem Maße anerkannt, wie dies später der Fall sein würde. In Oberösterreich aber wurde die Heimwehr binnen kurzer Zeit zu einer Art Privatarmee Ernst Rüdiger Starhembergs. Er wurde bald auch Bundesführer dieser paramilitärischen Organisation. Im nun heimatlichen Bundesland Fanny Starhembergs wurde 1930 eine eigene Heimwehr-Frauengruppe aufgestellt. Man möchte meinen, dass sie dies als durchaus positiven Fortgang begrüßen hätte müssen. Fanny Starhemberg war jedoch gegen diese Gruppe und lehnte sie auch im Namen der KFO ab, weil Frauen nicht in militärische Bewegungen eingliedert werden sollten, Frauenorganisationen das katholische Element nicht außer Acht lassen durften, und dieses hier zu sehr abgedrängt werden würde.<sup>279</sup> Allgemein war sie sehr gläubig und nur das Katholische hatte ihres Erachtens eine Daseinsberechtigung. Die Beziehung zwischen Mutter und Sohn litt auch unter ihrer gegensätzlichen Einstellung zur Heimwehr. Die Bedenken der Mutter entstanden, weil ihr Sohn einen großen Teil seines Privatvermögens in den Aufbau der Heimwehr investierte.

1927 verstarb Fanny Starhembergs Ehemann, sie zog dann von Eferding nach Ischl und schlug dort ihren „Witwensitz“ auf. Zu Beginn der 1930er Jahre war Fanny Starhemberg

---

<sup>276</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt aus, S. 334.

<sup>277</sup> Deutsch, Heidrun. Starhemberg, S.181.

<sup>278</sup> Ignaz Seipel war seit 1921 Obmann der Christlich-Sozialen Partei und ab Mai 1922 Bundeskanzler der Republik. Mit Fanny Starhemberg und auch der Familie verband ihn ein gutes Verhältnis, er traute ihre Tochter Sophie mit dem Grafen Georg Thun-Valsassina 1923 und stand in Briefkontakt mit ihr. Die Briefe waren teils persönlicher Natur, teils dienten sie nur politischem Kalkül. Eine Freundschaft also, die über die Politik hinausging, aber trotzdem stets damit verbunden war, weil Seipel auch Ernst Rüdiger Starhemberg in die Politik verhalf und ihm nach dem Tod des Vaters diesen zu ersetzen versuchte. Vgl. dazu Rieger, Erwin. Starhemberg, S. 136 ff.

<sup>279</sup> Deutsch, Heidrun. Starhemberg, S. 235.

weiterhin Förderin ihres Sohnes, obwohl er 1932 Konkurs anmelden musste.<sup>280</sup> So schaffte es Ernst Rüdiger Starhemberg 1934 trotzdem zum Stellvertreter von Engelbert Dollfuß, während sich seine Mutter, die sich als repräsentative Frau und katholische Frauenführerin „immer wieder zu diesem neuen, diesem gewandelten, im tiefsten Sinne aber doch auch wieder uralten und schlechthin ewigen Österreich“<sup>281</sup> bekannte. So machte sie ihre Weltanschauung durch ihre politische Haltung nach der Auflösung des Nationalrates deutlich.

Sie wurde zur Leiterin des Frauenreferats der VF. Ihre Einsetzung war eine der letzten Amtshandlungen von Engelbert Dollfuß. Darüber hinaus war sie auf seinen Wunsch hin zum ersten weiblichen Mitglied der österreichischen Delegation des Völkerbundes gemacht worden und reiste so nach Genf, um dort Österreich auf allen Gebieten der sozialen Fragen zu vertreten.<sup>282</sup> Ihren Lebensmittelpunkt hatte sie nun auf Grund der Tätigkeit im Frauenreferat wieder mehr nach Wien verlagert. Im Frauenreferat sollten die politischen Interessen der Frauen im öffentlichen Leben wahrgenommen werden. Der Leiterin oblag es, Anregungen, Forderungen und Anträge anzunehmen und so dann den Kontakt zum Generalsekretariat herzustellen. Starhemberg sollte also der „gesamten Frauenschaft Österreichs den Weg in die Zukunft weisen.“<sup>283</sup>

„Eine der liebwertesten Eigenschaften der Fürstin ist die Dankbarkeit. Wer immer ihr im Verlauf ihres Lebens Gutes zugefügt hat, dessen vergißt sie nicht. [...] Auf Rang und Namen kommt es ihr dabei durchaus nicht an, obwohl sie natürlich, was einer vorstellt, zu schätzen vermag.“<sup>284</sup>

Das Frauenreferat als einzig offizielle Stelle für Frauenfragen im Austrofaschismus war Starhembergs Karrierehöhepunkt, sofern dies so bezeichnet werden darf. Das Zusammenarbeiten mit verschiedenen anderen Organisationen (siehe Kapitel 4.3) bereitete ihr große Freude und Erfüllung. 1935 hatte sie ihren 60. Geburtstag. Ihr zu Ehren wurden viele Festversammlungen in Wien und Oberösterreich veranstaltet, die Stadt Linz verlieh ihr das Ehrenbürgerrecht, und sie wurde gefeiert.<sup>285</sup> Mit 60 Jahren leitete sie also das Frauenreferat, war in der KFO eine führende Persönlichkeit und konnte so enormen Einfluss auf die Entwicklung der österreichischen Frauen in den Jahren 1934 bis 1938 nehmen. Ihr

---

<sup>280</sup> Ebenda, S. 253.

<sup>281</sup> Rieger, Erwin. Starhemberg, S. 175.

<sup>282</sup> Deutsch, Heidrun. Starhemberg, S. 265.

<sup>283</sup> Rieger, Erwin. Starhemberg, S. 187.

<sup>284</sup> Ebenda, S. 136.

<sup>285</sup> Deutsch, Heidrun. Starhemberg, S. 274.

Tätigkeitsfeld hatte sich im Austrofaschismus erweitert. In diesem Regime konnte Fanny Starhemberg so wirken, wie sie es sich immer vorgestellt hatte: Kirche und Staat in quasi einer Hand unter Betonung des Österreichertums sowie des Christentums. „Demokratie war und ist im Grunde nun einmal nicht ihre Sache. Ihre ureigenste Welt bleibt doch immer das soziale Arbeitsgebiet im höchsten, im katholischen Sinne.“<sup>286</sup> Dass also der Ständestaat einer Diktatur gleichkam, war für Starhemberg kein Problem, da er im ureigensten katholischen Element eingebettet war. Sie war der Überzeugung, dass nur das katholische Österreich eine Bastion gegen den Nationalsozialismus bilden konnte. Sie verglich die Arbeit des Frauenreferats der VF mit jener der KFO.

Nach dem Anschluss wurde das Frauensekretariat in die nationalsozialistischen Strukturen eingegliedert und die meisten der katholischen Organisationen, an denen Fanny Starhemberg beteiligt gewesen war, wurden abgeschafft.<sup>287</sup> Fanny Starhemberg wurde im März 1938 für einen Tag im Landesgericht Wien eingesperrt.<sup>288</sup> Das Zusammenspiel dieser vielen Ereignisse führte letztendlich dazu, dass sie ihr Lebenswerk als zum Stillstand gekommen sehen musste und auch ihr jahrzehntelanges Wirken nicht den Ausgang fand, den sie sich vorgestellt hatte. Starhemberg erlitt einen Nervenzusammenbruch beziehungsweise einen Schlaganfall<sup>289</sup>, verließ bald darauf Wien, um die Zeit bis zu ihrem Tod am 28. April 1943 bei ihrem jüngsten Sohn in Schlesien auf den Familiengütern zuzubringen. Ihre sozialen Tätigkeiten konnte sie aus gesundheitlichen Gründen nicht weiter fortführen, blieb jedoch bis zu ihrem Tode mit ihren früheren Mitarbeiterinnen in Kontakt.

## **8.2 Alma Motzko**

Alma Seitz wurde am 1. Juni 1887 geboren. Sie hatte zwei Geschwister und verlor während ihrer Schulzeit ihren Vater, der k. und k. Oberoffizial gewesen war. 1905 legte sie am Lyzeum die Matura als Klassenbeste ab und hatte danach den Wunsch zu studieren. Ihre verwitwete Mutter musste sich um drei Kinder kümmern und wusste nicht, ob sie der Tochter aus finanziellen Gründen diesen Wunsch erfüllen würde können. Mit dem Abschluss des Lyzeums konnte die junge Alma noch dazu nur als außerordentliche Hörerin an den Vorlesungen teilnehmen. So lernte sie den ihr fehlenden Stoff nach und legte 1908 die

---

<sup>286</sup> Rieger, Erwin. Starhemberg, S. 169.

<sup>287</sup> Deutsch, Heidrun. Starhemberg, S. 285.

<sup>288</sup> Ebenda, S. 129 und S. 286.

<sup>289</sup> Heidrun Deutsch schreibt von einem Nervenzusammenbruch, Gabriella Hauch von einem Schlaganfall.

„Maturitätsprüfung“ am Humanistischen Staatsgymnasium in Prag ab.<sup>290</sup> Dann konnte sie in Wien studieren und bekam sogar ein Stipendium, welches zu erlangen für Frauen damals eher schwierig war. Das Stipendium nahm so auch ihrer Mutter eine große finanzielle Belastung ab.

Während des Studiums war sie mit zwei Vereinigungen in Berührung gekommen, die für ihr weiteres Leben große Bedeutung haben sollten. Zum einen die „Academia“, ein Rede- und Leseverein christlich-deutscher Hochschüler. Dieser Verein nahm auch Frauen auf und war somit zu Almas Studienzeit eine Ausnahmeerscheinung. Zum anderen die 1906 begründete KFO, wo sie wesentliche organisatorische Erfahrungen sammelte. 1912 schloss Alma Seitz ihr Studium der Geschichtswissenschaft in Wien ab. Nach ihrer Promotion wurde sie als Generalsekretärin in der KFO in Wien und Niederösterreich tätig, und „in dieser Zeit stieg der Mitgliederstand von 800 auf 50 000.“<sup>291</sup> Alma Seitz arbeitete bereits während des Ersten Weltkrieges in der Säuglingsfürsorge und half notleidenden Frauen von Soldaten. Dadurch wurden ihr Name und auch ihre Person immer bekannter. Sie setzte sich zu dieser Zeit bereits für die Christlichsoziale Partei ein und wurde 1918 in den Wiener Gemeinderat berufen. Dazu schrieb sie selbst:

„1918 wußte man, daß man den Frauen volles Staatsbürgerrecht nicht mehr vorenthalten konnte. Nach der im November 1918 abgehaltenen gemeinsamen Kundgebung aller Frauenverbände ohne Unterschied der weltanschaulichen Richtung wurde auch der letzte Versuch, die Frauen mit einer halben Lösung abzuspeisen, aufgegeben. Noch im gleichen Monat zogen in den provisorischen Wiener Gemeinderat Frauen ein[.]“<sup>292</sup>

1920 heiratete sie den technischen Magistratsbeamten Ludwig Motzko und war unter ihrem Mädchennamen nun nicht weiter bekannt. Alma Motzko war immer eine der Hauptkritikerinnen des Roten Wien gewesen.<sup>293</sup> Bis 1934 war sie Stadträtin, im Anschluss daran Mitglied der sogenannten Wiener Bürgerschaft, die die nunmehrige Gemeindevertretung darstellte.<sup>294</sup> Im Laufe der Jahre festigte sie ihre Position innerhalb der Christlichsozialen Partei, leitete von 1924 bis 1935 die KFO der Erzdiözese Wien und war

---

<sup>290</sup> Plechl, Pia Maria. Alma Motzko – Persönlichkeit, Leben, Werk, in: Motzko, Alma. Leben Welt und Gott (Wien, 1972) S. 7-13, hier S. 8.

<sup>291</sup> Ebenda, S. 9.

<sup>292</sup> Motzko, Alma. Weg der Frau zu Recht und Geltung (Wien, 1959) S. 143.

<sup>293</sup> Melinz, Gerhard. Fürsorgepolitik(en), S. 243.

<sup>294</sup> Vgl. Bandhauer-Schöffmann, Irene. Geschlechterdifferenzen, S. 26. und Frauenjahrbuch 1935, S. 155.

Vorsitzende des Stadtschulratklubs.<sup>295</sup> Als 1934 der Demokratie endgültig der Rücken zugewandt wurde, forderte die Politikerin Alma Motzko beispielsweise die Einrichtung einer Hauswirtschaftskammer sowie besonderer Kurien für Frauen innerhalb der berufsständischen Organisationen. Doch hier gab es kein Gehör für die Anliegen der Frauen, konnte man sie so doch leichter auf das neu- beziehungsweise wiedergefundene Frauenbild der Mutterrolle reduzieren.<sup>296</sup>

Als im September 1933 der Allgemeine Deutsche Katholikentag in Wien stattfand, hielten mehrere Frauen Reden, unter ihnen Alma Motzko. Der Katholikentag war Anlass, die Bevölkerung darauf hinzuweisen, dass nur durch eine Umgestaltung und Veränderung der derzeitigen österreichischen Verhältnisse und eine Umstrukturierung der Gesellschaft im katholischen Sinn eine positive Wende im Staat stattfinden konnte. Am 9. September gab es eine eigene, öffentlich zugängliche „Frauenfestversammlung“ im großen Konzerthausaal. Bei dieser Versammlung sprach Motzko über „Die katholische Frau in der Entscheidung“. Im Anschluss daran fand nach einigen kleineren Darbietungen „Das Frauenspiel“ statt, ein Laienspiel von Margarete Seemann.<sup>297</sup> Alma Motzkos Referat war Teil der allgemein zugänglichen Festansprache. Bei dieser war auch der damalige Bundeskanzler Dollfuß zugegen.<sup>298</sup> Der Saal war an diesem Abend ausverkauft. Manche Gäste mussten sogar abgewiesen werden. In ihrer Rede sagte Motzko, dass der Beginn aller „Aufbauarbeit an der Gemeinschaft“<sup>299</sup> von der Familie ausgehen müsse. Das Fundament der Familie wäre wiederum die Ehe, und die Forderungen der katholischen Frauen müssten sich „[w]ie eine Mauer [...] um das Heiligtum der sakramentalen Ehe aufrichten.“<sup>300</sup> Nur in dieser Ehe, die Motzko als unlösbar bezeichnete, konnte sich das entfalten, was „wir Katholiken in tiefer Ehrfurcht das Mutteramt nennen“ und welches dann „weit über physische Mutterkraft hinausgehend, das lebenslange Mutteropfer heißt.“<sup>301</sup>

Motzko war jedoch auch unter den ersten Frauen, die sich vehement gegen die Doppelverdienerordnung aussprachen.<sup>302</sup> Dies war aber das einzige Mal, dass sie gegen die Linie ihrer Partei eintrat. Innenpolitisch war sie seit den 1920er Jahren immer erfolgreicher

---

<sup>295</sup> Plechl, Pia Maria. Motzko, S. 10 ff.

<sup>296</sup> Seliger, Maren. Führerprinzip, S. 170.

<sup>297</sup> Seemann hatte bereits im Jahrbuch des Jahres 1933 das Muttertagsspiel verfasst. Siehe Kapitel 4.4.

<sup>298</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Geschlechterdifferenzen, S. 26.

<sup>299</sup> Frauenjahrbuch 1935, S. 153.

<sup>300</sup> Ebenda.

<sup>301</sup> Ebenda.

<sup>302</sup> Vgl. dazu Plechl, Pia Maria. Motzko, S. 11. und Frauenjahrbuch 1935, S. 235 und Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 275.

geworden und sogar zur stellvertretenden Vorsitzenden der Wiener Christlichsozialen Partei aufgestiegen.

Im Austrofaschismus wurde Alma Motzko 1937 zur Landesreferentin der VF und gehörte neben Leopoldine Miklas auch zu den Mitbegründerinnen des Frauennotdienstes. Sie kritisierte aber auch, dass die Funktionärinnen in der VF fast ausschließlich in karitativen Bereichen tätig waren. Sie sprach auch häufig von Frauenrechten und dem Recht der Frauen auf Erwerbsarbeit, Zugang zur Bildung und Staatsbürgertum. „[D]ie Frau [hat] das Recht, an den Bildungsgütern der Allgemeinheit teilzunehmen“, denn „[d]as Anrecht der Frau hier zu verkürzen und beschränken zu wollen, ist ungerecht und unsozial.“<sup>303</sup> Alma Motzkos Äußerungen in dieser Hinsicht konnten innerhalb des katholischen Milieus als beinahe schon radikal gewertet werden, denn für die katholische männliche Führung lagen alle neuen „Beschränkungen ganz im Sinne der erwünschten Remaskulinisierung der Öffentlichkeit, von der Frauen weitgehend ausgeschlossen waren.“<sup>304</sup>

Alma Motzko wurde im Sommer 1939 verhaftet und wieder entlassen, 1944 wurde sie neuerlich inhaftiert. Nach 1945 sollte sie nicht mehr in die Politik zurückkehren, vielmehr kam ihr soziales Engagement im Kinderrettungswerk, im Sozialen Hilfswerk, im Österreichischen Wohlfahrtsdienst, in der Akademikerhilfe und weiteren Organisationen zum Tragen. Als 1949 ihr Mann verstarb, setzte sich Alma Motzko mit verschiedenen Frauenfragen, aber auch mit allgemeinen kirchlichen Problemen auseinander. Sie gehörte zu den ersten Mitarbeiterinnen der „Furche“ und veröffentlichte bis zu ihrem Tod immer wieder Aufsätze und Bücher zur Frauenfrage und zum Katholizismus. Sie starb am 22. November 1968.<sup>305</sup>

## 9. „Verbotene“ Frauen

Das Kapitel „Verbotene“ Frauen in dieser Arbeit bietet die Portraits von vier Sozialdemokratischen Politikerinnen, die in ihrer Tätigkeit vor dem Austrofaschismus weibliche Pionierarbeit auf dem Gebiet der Frauenpolitik geleistet hatten. Durch das offizielle Verbot der Sozialdemokratie und damit ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erlitt ihre Arbeit einen herben Rückschlag. Sie musste offiziell zum Erliegen kommen. Hier findet sich

---

<sup>303</sup> Frauenjahrbuch 1935, S. 154.

<sup>304</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Geschlechterdifferenzen, S. 29.

<sup>305</sup> Plechl, Pia Maria. Motzko, S. 12.

also im Grunde der im Titel erwähnte Stillstand. Einen Rückschritt in der Sozialdemokratie gab es insofern nicht, weil sich das Frauenbild hier nicht mehr wandelte und dem Regime entgegenstand, wenn auch unterdrückt.

## **9.1 Amalie Seidel**

Amalie Ryba wurde am 21. Februar 1876 in Wien geboren. Ihre Eltern waren Jakob und Anna Ryba, geborene Stach, die von Böhmen nach Wien gezogen waren. Amalie war eines von vier überlebenden der ursprünglich 16 Kinder der Familie und musste früh lernen, was es bedeutete, zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen. Schon während ihrer Schulzeit nähte sie in Heimarbeit.<sup>306</sup> Im Alter von 13 Jahren brach sie die Schule ab und wurde Dienstmädchen, weil ihre Familie es finanziell sonst nicht geschafft hätte. 1892 im Alter von 16 Jahren wurde sie Mitglied im Gumpendorfer Arbeiterbildungsverein. Sie arbeitete dann in der Fabrik für Bleicherei, Spannerei und Appretur<sup>307</sup> der Firma Heller und Sohn und schaffte es dort, mit ihren Kolleginnen den 1. Mai als arbeitsfreien Tag durchzusetzen. Dies brachte ihr im Alter von 17 Jahren die Entlassung ein, machte sie gleichzeitig aber auch zu einer wichtigen Figur in der Geschichte der weiblichen Arbeiterbewegung. Ihre Rede vor den Kolleginnen führte einige Tage später zum ersten organisierten Frauenstreik in der österreichischen Geschichte, dem sich 700 Arbeiterinnen auch aus anderen Fabriken anschlossen.<sup>308</sup> Sie selbst schrieb darüber:

„Was wir verlangen sollten, wußten wir alle miteinander nicht, aber streiken wollten wir. [...] Da dies der erste Frauenstreik war, machte er natürlich Aufsehen; auch die bürgerliche Presse beschäftigte sich damit, natürlich nur um darüber zu klagen, daß nun auch die Arbeiterinnen „aufgehetzt“ werden. [...] Und so wurden nach einer Streikdauer von 14 Tagen die Forderungen durchgesetzt. Verlangt wurde: Zehnstündige Arbeitszeit, Bezahlung eines Minimallohnes von 8 Kr. wöchentlich, Freigabe des 1. Mai und bei der Firma Heller, wo ich entlassen worden war, auch noch meine Wiederaufnahme.“<sup>309</sup>

Mit diesem Streik begann Amalie Ryba ihre Arbeit in der Sozialdemokratischen Partei. Forderungen in anderen Fabriken führten dazu, dass sie auch vor anderen Streikenden, die bessere Arbeitsbedingungen forderten, Reden hielt. Gefördert wurde sie von Viktor Adler, der

---

<sup>306</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 324.

<sup>307</sup> Pawlik, Gabriele. Amalie Seidel. Die Lysistrate der Arbeiterinnen, in: Prost, Edith (Hrsg.). „Die Partei hat mich nie enttäuscht...“ Österreichische Sozialdemokratinnen (Wien, 1989) S. 223-252, hier S. 223.

<sup>308</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 324.

<sup>309</sup> Seidl, Amalie. Der erste Arbeiterinnenstreik in Wien, in: Popp, Adelheid (Hrsg.). Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung (Wien, 1912) S. 66-69, hier 67 ff.

sie mit Büchern und Broschüren versorgte.<sup>310</sup> Auch erste Kontakte zu Adelheid Popp entstanden. Sie lernte bei einer Versammlung ihren zukünftigen Mann Richard Seidel kennen, und heiratete ihn 1895. Bald darauf kam die erste Tochter Emma zur Welt, und Amalie Seidel schränkte ihre politische Aktivität vorerst etwas ein. Als bald folgten noch eine Tochter, Olga, und ein Sohn.<sup>311</sup> Ab dem Jahr 1900 begann sie wieder, Reden zu halten und eine „rege Vortragstätigkeit“<sup>312</sup> zu entwickeln, denn als politischer Mensch verspürte sie immer den Drang, die Menschen zu unterstützen und aufzuklären, um so etwas zur Verbesserung der jeweiligen Lebenssituation beitragen zu können. In ihren Vorträgen hatte vor allem Vorrang, dass das politische Denken und Bewusstsein der Frauen geweckt und gestärkt wurde. Sie stellte oft einen Bezug zur aktuellen Tagespolitik her.<sup>313</sup> Gemeinsam mit Emmy Freundlich gründete sie 1912 die genossenschaftliche Frauenorganisation.

1918 wurden die ersten Frauen in den Wiener Gemeinderat berufen. Unter den fünf Abgesandten der Sozialdemokratischen Fraktion war auch Amalie Seidel. Bis sie den Gemeinderat 1923 verließ, war sie als erste Frau Vorsitzende-Stellvertreterin. Wer sich während ihrer umfassenden Tätigkeit und Arbeit um Kinder und Haushalt kümmerte, ist nicht klar. Hauch stellt die Vermutung an, dass sich die Familie Seidel damals vermutlich eine Hausangestellte leisten konnte.<sup>314</sup> Darüber hinaus finden sich bei Hauch Hinweise darauf, dass die Ehe der Seidels jahrelang nur auf dem Papier bestand und dass die Kinder zwar eine sehr gute Bildung und Ausbildung genossen, die häufige Abwesenheit der Mutter aber doch problematisch war.<sup>315</sup>

Amalie Seidels Tätigkeitsbereich war die Fürsorge, speziell Wohlfahrtseinrichtungen, Jugendfürsorge und Gesundheitswesen. In diesen Feldern, deren Aufgabe das Betreuen aller Bedürftigen von der Geburt bis zum Tod war, arbeitete sie eng mit Julius Tandler zusammen. Die Volksgesundheit war ihr ein großes Anliegen. Auch setzte sie sich für ein Verständnis gegenüber jenen Frauen ein, die oft auf Grund der wirtschaftlichen Lage in die Prostitution gezwungen wurden, und kreierte an, dass beispielsweise zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten in Wien bei Polizeirazzien in Stundenhotels immer nur Frauen verhaftet wurden, die Männer aber laufen gelassen wurden, diese die Krankheiten weiter

---

<sup>310</sup> Seitz, Emma. Amalie Seidel, in: Leser, Norbert. Werk und Widerhall. Große Gestalten des österreichischen Sozialismus (Wien, 1964) S. 374-380, hier S. 375.

<sup>311</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 325. Der Name des Sohnes ist nicht erwähnt.

<sup>312</sup> Ebenda.

<sup>313</sup> Pawlik, Gabriele. Seidel, S. 231.

<sup>314</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 325.

<sup>315</sup> Ebenda, S. 327.

verbreiteten und sie mitunter oft auch an ihre eigenen Ehefrauen weitergaben.<sup>316</sup> Zu Beginn der 20er Jahre beliefen sich die Schätzungen der Geschlechtskranken auf 10 Prozent der Bevölkerung. Der Grund, warum viele Frauen aus Not in die Prostitution gingen, war das Fehlen einer Arbeitslosenversicherung für Dienstmädchen und Hausgehilfinnen. Ein Arbeitsverlust bedeutete oft, dass sie auf der Straße endeten, weil sie mit der Arbeitsstelle auch ihre Wohnmöglichkeit einbüßten. Also kämpften die Sozialdemokratischen Frauen dafür, dass Hausangestellte in die Arbeitslosenversicherung aufgenommen wurden. Eine Zustimmung zu diesem Gesetzesvorschlag erfolgte interessanterweise erst 1935, als die Sozialdemokratische Partei bereits verboten war.<sup>317</sup>

Amalie Seidel war auch die Jugendfürsorge und die Erholungsfürsorge ein Anliegen. Als beispielsweise bekannt wurde, dass sich Familien auf dem Land der Kinder aus den Pflegestellen oft nur deshalb annahmen, um kostenlose Arbeitskräfte zur Verfügung zu haben, erwirkte Amalie Seidel, dass ein Überwachungsamt eingerichtet wurde, das als Kontrollinstanz die Unterbringung und die Lebensumstände der Kinder prüfte.<sup>318</sup> Dass Stadtkinder aufs Land geschickt wurden, hatte aber nicht nur finanzielle Gründe, sondern auch ernährungstechnische, denn viele Wiener Kinder hatten Ernährungsmängel aufzuweisen. Amalie Seidel kritisierte häufig die schlechten Zustände der Kinder und wies auf die Wichtigkeit des Wiener Jugendhilfswerks hin. Nachdem sie 1923 ihr Gemeinderatsmandat niedergelegt hatte, begann sie, im Wiener Jugendhilfswerk mitzuarbeiten. Bis 1931 hatte sie dort die Stelle der Vorsitzendenstellvertreterin inne. Unter enormem Krafteinsatz gelangen ihr erstaunliche Finanzierungsprojekte und die Zusammenarbeit mit internationalen Organisationen, mit deren Spendengeldern sie viele Projekte für die erholungsbedürftigen Wiener Schulkinder durchsetzen konnte. Auch beim Niederösterreichischen Jugendhilfswerk arbeitete sie mit. Ab 1919 war sie außerdem eine der sechs Sozialdemokratischen Nationalratsabgeordneten. Diese Funktion behielt sie bis zur Auflösung des Nationalrates bei.

Die Auflösung des Nationalrates und der Austrofaschismus setzten Amalie Seidels über 40 Jahre andauerndem politischem Engagement ein jähes Ende. „Am 12. Februar 1934 wurde die 60-jährige Amalie Seidel um vier Uhr Nachmittag in ihrer Wohnung verhaftet und bis 30. März 1934 inhaftiert.“<sup>319</sup> Im Verhör, dem sie unterzogen wurde, gab sie an, dass sie sich auf

---

<sup>316</sup> Pawlik, Gabriele. Seidel, S. 241.

<sup>317</sup> Ebenda.

<sup>318</sup> Ebenda, 243.

<sup>319</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 327.

Grund ihres sich immer weiter verschlechternden Gesundheitszustandes mehr und mehr aus der Politik zurückgezogen hatte, und dass sie zwar den Schutzbund unterstützt, aber nichts von Waffenlagern gewusst hatte. Sie hätte auch nicht gewusst, dass die Gemeindebauten zu Verteidigungszwecken ausgebaut worden waren.<sup>320</sup> Dass sie sich als die uninformierte und unwissende kranke Frau darstellte, „zielte vielmehr darauf ab, sich und ihre aktiven Parteigenossen zu schützen.“<sup>321</sup> Die alten Genossen (vor allem die weiblichen ehemaligen Abgeordneten) fanden sich nämlich zu wöchentlichen Treffen bei Amalie Seidel ein, da sie dort ungestört sprechen und über ihre Beobachtungen reden konnten. Der Polizei war es nicht möglich, Seidel konkrete Aktivitäten nachzuweisen. Trotzdem wurde sie zu einer Geldstrafe von 500 Schilling verurteilt. Ihr Exmann Richard wurde nach Wöllersdorf gebracht, zusammen mit Amalies Freund, dem Gemeinderat Siegmund Rausnitz. Dieser war jüdischer Herkunft. Amalie heiratete ihn, doch die Umstände der Zeit und ein enormer Druck ließen ihren zweiten Mann zusammen mit seiner Schwester 1942 Selbstmord begehen. „Ihr zweiter Mann, Genosse Rausnitz, wurde von den Nazis in den Tod getrieben.“<sup>322</sup> Auch ihr Sohn starb in den USA; die beiden Töchter verließen Österreich. Amalie Seidel wurde nach dem Attentat auf Adolf Hitler im Jahr 1944 für einige Wochen im Landesgericht Wien inhaftiert. Dies geschah im Zuge einer Verhaftungswelle und machte Seidels Gesundheitszustand um nichts besser.

„Der Krieg, die familiären Schicksalsschläge und der Verlust von vielen alten Parteigenossen verwandelten die couragierte und engagierte Politikerin in eine gebrochene kranke Frau.“<sup>323</sup>

Am 11. Mai 1952 verstarb Amalie Seidel 77-jährig in Wien. Heute gibt es im 12. Wiener Gemeindebezirk nahe dem Kabelwerk den Amalie-Seidel-Weg, der uns an eine der ersten bedeutenden Frauen der österreichischen Sozialdemokratie erinnert.

## **9.2 Adelheid Popp**

Adelheid Dworak wurde am 11. Februar 1869 in Inzersdorf geboren. Sie war das jüngste von 15 Kindern, von denen jedoch nur fünf überlebten. Da ihr Vater, ein Weber, starb, als Adelheid gerade sechs Jahre alt war, musste sie sehr früh zum Lebensunterhalt der Familie beitragen und begann bereits im Alter von zehn Jahren als Dienstmädchen, Fabrikarbeiterin

---

<sup>320</sup> Ebenda.

<sup>321</sup> Pawlik, Gabriele. Seidel, S. 248.

<sup>322</sup> Seitz, Emma. Seidel, S. 380.

<sup>323</sup> Pawlik, Gabriele. Seidel, S. 249.

und Näherin zu arbeiten.<sup>324</sup> Ihr Vater war schwerer Alkoholiker gewesen und hatte die Ernährung der Kinder auch schon zuvor hauptsächlich der Mutter überlassen. Er hatte die Familie tyrannisiert, die Kinder und seine Frau geschlagen und misshandelt. Zur Schule konnte Adelheid also nur knappe drei Jahre gehen.<sup>325</sup>

Mit der Sozialdemokratie kam sie früh in Berührung und begann sich bald eingehend mit den Schriften und Zeitungen der Arbeiterbewegung zu beschäftigen. Ihre Mutter missbilligte das Engagement ihrer Tochter. Sie selbst war Analphabetin und verstand nicht, wie ihre Adelheid die Zeit mit Lesen vergeuden konnte, ob dies nun Romane waren, mit denen sich das junge Mädchen beschäftigte, oder später eben parteibezogene Schriften.<sup>326</sup> Als sie 1889 ihren Bruder zu einer Versammlung in ein Gasthaus begleitete, war sie die einzige Frau im gesamten Saal und hörte nur still zu. Bald danach aber wurde sie selbst zur Rednerin und übernahm im Oktober 1892 die Redaktion der Arbeiterinnenzeitung.

„Ich hatte acht Jahre in ein und derselben Fabrik gearbeitet und mir dort einigermaßen Ansehen, nicht nur unter den Kollegen und Kolleginnen, sondern auch beim Chef erworben. Jetzt verließ ich diese Fabrik um einem doch etwas ungewissen Schicksal entgegenzutreten. Niemand konnte voraussehen, daß die „Arbeiterinnen-Zeitung“ Fortschritte machen werde, es galt, unbebauten Boden zu bearbeiten. [...] Damals betrachtete man ja die Frauen im allgemeinen [sic] als nur für häusliche Arbeiten bestimmt, und diese schätzte man gering ein, obwohl man sie zur Bequemlichkeit nicht entbehren konnte. [...] Meine eigentliche Arbeit in der Redaktion war, Notizen und Artikel für die „Arbeiterinnen-Zeitung“ zu schreiben. Sowohl Viktor Adler als auch Jakob Reumann boten mir in zartester Weise ihre Hilfe an. [...] Beide Genossen waren von dem Gedanken geleitet, der Bewegung eine brauchbare Kraft zu erziehen.“<sup>327</sup>

Die Redaktion wurde alsbald zu einem Hauptort der Arbeiterinnenbewegung, zu einer Art inoffiziellen Parteizentrale. Im August 1893 sprach sie das erste Mal im Parlament und heiratete im selben Jahr den um 20 Jahre älteren Julius Popp, der in Parteikreisen nur „der alte Popp“ genannt wurde.<sup>328</sup> Er war Parteikassier und kam durch die Spesenabrechnung mit

---

<sup>324</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 290.

<sup>325</sup> Schütz, Hans J. Einleitung zu Adelheid Popp. Jugend einer Arbeiterin, in: Popp, Adelheid. Jugend einer Arbeiterin (Wien, 1978) S. 7-17, hier S. 7 ff.

<sup>326</sup> Proft, Gabriele. Adelheid Popp, in: Leser, Norbert. Werk und Widerhall. Große Gestalten des österreichischen Sozialismus (Wien, 1964) S. 297-305, hier S. 299.

<sup>327</sup> Popp, Adelheid. Der Weg zur Höhe. Die sozialdemokratische Frauenbewegung Österreichs. Ihr Aufbau, ihre Entwicklung und ihr Aufstieg (Wien, 1929) S. 24 ff.

<sup>328</sup> Köpl, Regina. Adelheid Popp, in: Prost, Edith (Hrsg.). „Die Partei hat mich nie enttäuscht...“ Österreichische Sozialdemokratinnen (Wien, 1989) S. 5- 44, hier S. 13.

Adelheid in Kontakt; er galt als Schlichter in der Partei. Sie zählte eher zu den radikalen Köpfen. Die Ehe war eine gleichwertige Partnerschaft, so wie Adelheid sich dies vorgestellt hatte. Julius Popp unterstütze seine Frau in ihren Weiterbildungsideen. Er hätte es sogar gerne gesehen, dass sie noch studiert hätte, aber dies war nicht möglich. „Wenn sie unterwegs ist, schickt er ihr Kleidung nach, betätigt sich als Manager seiner eigenen Frau [...]“<sup>329</sup> Es war also eine politische Arbeits- und Liebesgemeinschaft. „Ihre Ehe mit dem um zwanzig Jahre älteren Mann war die ideale Verbindung zweier echter Sozialisten.“<sup>330</sup> Bald nach der Hochzeit wurden Stimmen in der Partei laut, die kritisierten, dass beide Ehepartner verdienen würden; daher beschlossen die beiden, dass Adelheid auf ihr Gehalt verzichten würde. Sie arbeitete von diesem Zeitpunkt an unentgeltlich als Redakteurin der Arbeiterinnenzeitung. Da auch Adelheids Mutter und eine minderjährige Nichte mit im Haushalt lebten, waren von diesem Zeitpunkt an Geldsorgen Bestandteil des Alltags.

Ihr Mann starb schon neun Jahre später im Dezember 1902 und hinterließ Adelheid mit ihren beiden Söhnen Julius und Felix. Das Begräbnis ihres Mannes war eine große Trauerfeier; viele Menschen versammelten sich auf der Mariahilferstraße, um von Julius Popp Abschied zu nehmen. Es wurden mehr als 200 Kränze zu seinem Grab getragen und noch tagelang danach von seinem Tode und seinem Verdienst um die Partei gesprochen. Dass Adelheid auf ihren Verdienst verzichtet hatte, hatte jetzt negative Folgen, denn sie wurde in eine niedrige, ihr im Grunde nicht zustehende Gehaltsklasse eingestuft. Damals erhielt sie auch noch keine Witwenpension und musste als Alleinverdienerin und Alleinerzieherin über die Runden kommen. Ihre Söhne waren nun ihr einziger Halt. Sie überlebte sie jedoch beide. Julius fiel im Ersten Weltkrieg und Felix erlag 1925 den Folgen einer Infektionskrankheit.<sup>331</sup> Für Adelheid Popp waren dies also keine einfachen Jahre, da sie viele persönliche Schicksalsschläge zu erdulden hatte.

Seit 1907 war Adelheid Popp Mitglied des Internationalen Sozialdemokratischen Frauenkomitees; 1916 wurde sie Vorsitzende desselben. Von 1918 bis 1923 war Adelheid Popp auch Gemeinderätin in Wien; 1919 zog sie als „Angehörige der ersten weiblichen Abgeordnetengeneration ins Parlament und blieb Mandatarin bis zu seiner Auflösung.“<sup>332</sup> Gabriele Proft schrieb, dass es selbstverständlich war, dass Adelheid Popp unter den acht

---

<sup>329</sup> Ebenda, S. 17.

<sup>330</sup> Proft, Gabriele. Popp, S. 303.

<sup>331</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 291.

<sup>332</sup> Ebenda, S. 292.

Sozialdemokratinnen war, die am 16. Februar 1919 in die Konstituierte Nationalversammlung gewählt worden waren. Auf ihren Antrag hin wurde bald ein neues Hausgehilfennengesetz geschaffen, das die veraltete Dienstbotenordnung endlich abschaffte.<sup>333</sup> Sie war auch an vielen Gesetzesvorlagen Frauenthemen betreffend beteiligt, die aus der Feder der Sozialdemokratie stammten. So zum Beispiel die Eherechtsreform, die Liberalisierung der Abtreibungsparagrafen bis hin zu einer Gleichstellung der Löhne.<sup>334</sup> Es kann also behauptet werden, dass sich Adelheid Popp Zeit ihres politischen Wirkens für die Anliegen der Frauen stark machte und einsetzte. Doch auch der kulturelle Bereich kam nicht zu kurz. Sie war im Vorstand des Theatervereins Freie Volksbühne und brachte sich dort mit Vorschlägen für Aufführungen und die Stückauswahl ein.

Zu Beginn des Austrofaschismus und mit dem Verbot der Sozialdemokratie erlosch auch das Wirken der Adelheid Popp. Die offizielle Feier anlässlich ihres 65. Geburtstages am 25. Jänner 1934 sollte die letzte legale Großveranstaltung der Sozialdemokratie für mehr als 11 Jahre sein. Nach den Februarkämpfen entging sie aber einer Verhaftung und Verhören, denn sie war auf Grund einer in der Literatur nicht näher definierten Unpässlichkeit im Krankenhaus. „Ein schweres Leiden hatte sie befallen, es konnte aber zum Stillstand gebracht werden.“<sup>335</sup> Sie schaffte es aber nicht mehr, sich von der Krankheit vollständig zu erholen. Im Alter von 70 Jahren starb sie an den Folgen eines Schlaganfalles am 7. März 1939 im Hanuschkrankenhaus in Wien. Die Nachricht ihres Todes war nicht weiter erwähnenswert zur Zeit des Nationalsozialismus. Gabriele Proft schrieb, dass keine Zeitung auch nur eine Mitteilung über das Ableben der verdienstvollen Frau machte und dass auch das Begräbnis so viele Jahre nach dem ihres Mannes das genaue Gegenteil des seinigen war, von dem sich so viele Menschen verabschieden hatten können. Das „sozialistische Pionierhepaar“<sup>336</sup> lebt trotzdem in den nach ihnen benannten Gemeindebauten weiter. Es gibt in Wien den Julius Popp-Hof sowie den Adelheid Popp-Hof.

### ***9.3 Emmy Freundlich***

Emma Kögler wurde am 25. Juni 1878 in Aussig in Nordböhmen geboren. Im Gegensatz zu Amalie Seidel und Adelheid Popp wuchs sie nicht in ärmlichen Verhältnissen auf und hatte nur einen älteren Bruder, Karl und eine jüngere Schwester, Martha. Der Kinderreichtum und die hohe Kindersterblichkeit der Arbeiterfamilien waren ihr nicht von Kindheit an vertraut.

---

<sup>333</sup> Proft, Gabriele. Popp, S. 301.

<sup>334</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 292.

<sup>335</sup> Proft, Gabriele. Popp, S. 303.

<sup>336</sup> Ebenda, S. 304.

Ihr Vater Alfred Kögler war von Beruf Zivilingenieur und ihre Mutter Emma Hausfrau. „Meine Mutter war eine sehr gute, schwache und selbstlose Frau [...] die aber ganz in der Führung ihres Haushaltes aufging [...]“<sup>337</sup> Emmy wuchs in einem deutschsprachigen, protestantischen und bürgerlichen Elternhaus auf und hatte durch das Umfeld ihres Vaters sehr früh Kontakte mit den Führern der deutschen Linken.<sup>338</sup> Im Alter von 13 Jahren wurde Emmy in ein Internat geschickt und sollte dort auf ihre zukünftige Rolle als Hausfrau und Mutter vorbereitet werden.

Als sie 17 Jahre alt war, starb ihr Vater, und sie musste sich um die ebenfalls schwer kranke Mutter kümmern. Sie übernahm die Finanzen des Haushaltes und kam durch ihren Onkel Carl Kögler wieder in intensive Berührung mit den Ideen der Sozialdemokratie. Ihre Stellung sah sie als nicht gerechtfertigt an, da sie zu den Besitztümern nichts beigetragen hatte und nicht von dem leben wollte, was ihr Vater geschaffen hatte. Sie wollte ein eigener Mensch sein, nicht nur das Kind ihres Vaters. „Ein Mensch, der sich selbst alles erobern muß, der nicht Werte empfängt von wem immer [...]“<sup>339</sup> Dass Emmy Kögler nach Wien ging, dort ihre Kontakte intensivierte und begann, in Sozialdemokratischen Zeitungen zu publizieren, führte schließlich zum Bruch mit ihrer Familie, nicht aber mit den beiden Geschwistern.<sup>340</sup> Sie kannte ihren zukünftigen Mann Leo Freundlich zu diesem Zeitpunkt bereits. Er war bei der Sozialdemokratischen Zeitung in Aussig angestellt und passte nicht in das Bild des zukünftigen Ehemanns für die bürgerliche Tochter aus gutem Hause, denn er war Sozialdemokrat und jüdischer Herkunft. So reisten die beiden nach England und gingen dort den Bund der Ehe ein. Das junge Paar zog nach Mährisch-Schönberg. 1901 wurde die Tochter Hertha, 1902 die Tochter Gertrude geboren. Nach zehnjähriger Ehe ließ sich Emmy scheiden und zog 1911 mit ihren beiden Töchtern nach Wien.<sup>341</sup> Ihr waren existenzielle Probleme nach wie vor fremd, da sie auf Grund der väterlichen Erbschaft Häuser in Aussig und Wien besaß. Ihr Engagement in der Partei wurde immer gewichtiger, sie arbeitete beim Verein der Kinderfreunde in Floridsdorf und wurde in der Konsumgenossenschaftsbewegung tätig.<sup>342</sup> Die Frauenfrage war dabei immer sehr entscheidend für sie; sie war der Überzeugung, dass

---

<sup>337</sup> Freundlich, Emmy. Lehrjahre in der Heimat, in: Popp, Adelheid (Hrsg.). Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung (Wien, 1912) S. 146-152, hier S. 147.

<sup>338</sup> Ebenda.

<sup>339</sup> Ebenda, S. 151.

<sup>340</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 260.

<sup>341</sup> Richter, Annette. Emmy Freundlich, in: Leser, Norbert. Werk und Widerhall. Große Gestalten des österreichischen Sozialismus (Wien, 1964) S. 159-167, hier S. 161.

<sup>342</sup> Bechtel, Beatrix. Emmy Freundlich, in: Prost, Edith (Hrsg.). „Die Partei hat mich nie enttäuscht...“ Österreichische Sozialdemokratinnen. (Wien, 1989) S. 89-132, hier S. 99.

den Frauen in allen Bereichen bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden war, besonders aber den erwerbstätigen Frauen.

„Und doch hat es immer erwerbende Frauen gegeben, nur war ihre Erwerbsarbeit ein Teil ihrer Familienpflicht, die sie nicht außer dem Hause, sondern im Hause verrichtet haben. [...] Die Sklavin und die Frau des leiblichen Bauern, die Frau des Handwerkers und des Gutsherrn, sie alle haben einen Teil der volkswirtschaftlichen Produktion beigestellt und ihre Aufgabe war es niemals, nur Kinder zu erzeugen und zu pflegen und die kleinen Arbeiten des Haushaltes zu versehen [...] Niemals hätte man die weibliche Überarbeit erkannt, die Belastung, die dreimal so schwer und drückend ist, wie beim Manne, wenn die Frau immer die Erwerbsarbeit im Hause getan und nicht die Fabrik sie der Hauswirtschaft und der Kindererziehung entfremdet hätte.“<sup>343</sup>

Wenn auch dieses Zitat aus einer Broschüre aus den Nachkriegsjahren stammt, so ziehen sich die Aussagen bis in den Austrofaschismus hinein. Emmy Freundlich versuchte, die typischen, selbstverständlichen Tätigkeiten der Frauen in einem gesellschaftspolitischen Kontext aufzuwerten und ein Verständnis dafür zu schaffen, dass auch deren häusliche Arbeit als Arbeit zu gelten hatte und anerkannt werden musste. Sie versuchte, die Hausfrau zur Welthausfrau zu machen, und formte die „drei Ks“ der Christlichsozialen, Kinder-Küche-Kirche, in die „vier Ks“ Kinder-Küche-Kleidung-Kaufen um.<sup>344</sup> Sie hatte großes Interesse an der Bildungsarbeit für Frauen und wollte auch neue Schichten von Frauen gewinnen, um den Christlichsozialen das Frauenwählerpotential zu verringern.<sup>345</sup> Bisher unpolitische Frauen aus den verschiedensten Schichten waren Ziel von Veranstaltungen, um sie dort mit den Ideen der Soziodemokratie vertraut zu machen. Dies war Grund für Freundlichs Arbeit mit alternativeren Methoden der Vermittlung; sie schrieb sogar Theaterstücke, die auf Konferenzen zur Aufführung kamen. Bereits seit 1918 war sie auch Mitglied des Wiener Gemeinderates gewesen, genau wie ihre Mitstreiterinnen Amalie Seidel, Adelheid Popp und Anna Boschek. Seit 1919 war Emmy Freundlich Mitglied des Nationalrates gewesen. Im Parlament hatte sie die Frauenfrage nicht stark vertreten; im Gegenteil, sie galt hier als Expertin für Wirtschaftsfragen.<sup>346</sup> Nach dem Bürgerkrieg 1934 verlor sie ihr Abgeordnetenmandat und wurde am 13. März 1934 verhaftet. Sie wäre eine führende Funktionärin der Sozialdemokraten, das Verbot der Partei war also ein triftiges Motiv, ihrer habhaft zu werden. Auf Grund internationaler „ununterbrochene[r] Interventionen“<sup>347</sup> (unter

---

<sup>343</sup> Freundlich, Emmy. Die industrielle Arbeit der Frau im Kriege (Wien, Leipzig, 1918) S. 1 ff.

<sup>344</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 262.

<sup>345</sup> Bechtel, Beatrix. Freundlich, S. 101.

<sup>346</sup> Ebenda, S. 115.

<sup>347</sup> Richter, Annette. Freundlich, S. 166.

anderem auch durch die International Cooperative Women's Guild (I.C.G.W.), deren Präsidentin sie mittlerweile geworden war) wurde sie aber am 26. März wieder aus der Haft entlassen.

Von 1934 bis 1938 ist über ihre Tätigkeiten kaum etwas bekannt. Sie nahm ab dem Zeitpunkt ihrer Haftentlassung nur noch ihre Aufgabe als Präsidentin der Gilde (I.C.G.W.) war. 1938 entschied sie sich, nach England zu emigrieren, da sie sich weder um eine Einreise- noch eine Arbeitserlaubnis kümmern musste. Der Sitz der I.C.G.W. war London. Ihre beiden Töchter, die ja halbjüdisch waren, hatten bereits kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten die Flucht in die Schweiz zum Vater angetreten, folgten ihrer Mutter aber bald nach London nach. 1947 übersiedelten Mutter und beide Töchter nach New York, weil die I.C.G.W. beratendes Mitglied der UNESCO wurde. Bald darauf starb Emmy Freundlich unerwartet am 16. März 1948 an Leberkrebs.<sup>348</sup>

„Meine ganze Arbeit im Dienste der Partei ist vor allem Dankbarkeit. Dankbarkeit für die Hilfe, die ich aus all meinen Kämpfen im Sozialismus gefunden habe, und Dank für all die inneren Reichtümer, die mir durch den Kampf um die Befreiung der Menschen geworden sind.“<sup>349</sup>

Heute gibt es auch für diese Politikerin eine nach ihr benannte Straße in Wien Floridsdorf.

#### **9.4 Anna Boschek**

Der vierte und letzte kurzbiografische Abriss behandelt die Sozialdemokratin Anna Boschek. Sie war von ihrem familiären Hintergrund wieder in den klassischeren Werdegang der frühen Sozialdemokratinnen einzuordnen, stammte also im Gegensatz zu Emmy Freundlich nicht aus dem bürgerlichen Milieu. Anna Boschek wurde am 14. Mai 1874 in Wien geboren. Sie war das dritte von insgesamt acht Kindern. Der Vater war Eisenbahnschlosser, die Mutter eine ehemalige Landarbeiterin, die nun in Heimarbeit Geld verdiente. Nach dem frühen Tod des Vaters unterstützte die erst neunjährige Anna die Mutter in der Heimarbeit und verdiente in einer Perlenbläserei zusätzliches Geld, um die Familie mitzuerhalten.<sup>350</sup> Mit 14 Jahren begann

---

<sup>348</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 264.

<sup>349</sup> Freundlich, Emmy. Lehrjahre, S. 152.

<sup>350</sup> Lengauer-Lösch, Andrea. Anna Boschek. Die liederliche Dirne aus Wien, in: Prost, Edith (Hrsg.). „Die Partei hat mich nie enttäuscht...“ Österreichische Sozialdemokratinnen (Wien, 1989) S. 45-86, hier S. 45.

sie als Spulerin in einer Trikotfabrik in Wien Ottakring zu arbeiten, da sie, arbeitslos, auf eine Annonce in der Zeitung geantwortet hatte.

„In der Annonce wurde „gute Bezahlung für leichte Arbeit“ in Aussicht gestellt; [...] [d]och schon nach wenigen Stunden konnte ich sehen, daß Annoncen viel versprechen, was in Wirklichkeit nicht eingehalten wird.“<sup>351</sup>

Diese schlechten Erfahrungen führten dazu, dass durch die beginnende Freundschaft mit einer Arbeitskollegin, Maria Krasa, Anna Boschek Mitglied der Gewerkschaft wurde und auch dem Bildungsverein der Arbeiterinnen beitrug. Zuvor hatte sie keinerlei Erfahrungen mit Solidarität gemacht. Durch den Umgang mit Maria Krasa erfuhr sie diese. Als sie sich bald als Rednerin versuchte und bemerkte, dass das, was sie sagte, für die Menschen in ihrem Umfeld bedeutsam war, begann sie, sich in jeder freien Minute der politischen Arbeit zu widmen.<sup>352</sup> Bald wurde ihr klar, dass ihr die arbeitenden Frauen ein besonderes Anliegen waren und es sich für diese einzusetzen lohnte. Ihr immer stärker werdendes politisches Engagement führte zum einen zu ihrer Kündigung aus der Wollwarenfabrik, in die sie 1892 eingetreten war, zum anderen (wohl auch auf Grund dieser Kündigung) zu einem teilweisen Bruch mit ihrer Familie.<sup>353</sup> In dieser Zeit lernte sie Anton Hueber kennen, der später Obmann und Sekretär der österreichischen Gewerkschaftskommission wurde. Er wurde Anna Boscheks Vormund, bis sie volljährig war, und verhalf ihr zu einer Anstellung bei der Gewerkschaftskommission für die gewerbliche Organisation von Frauen.<sup>354</sup> Dies führte zu einer zunehmenden Reise- und damit verbundenen Redetätigkeit, viel Aufklärungsarbeit, aber auch sehr vielen Anfeindungen, weil sie nun (neben Adelheid Popp) Berufspolitikerin war und dies nicht einmal von allen Männern in den eigenen Reihen und schon gar nicht in den gegensätzlich gesinnten Parteien akzeptiert wurde. Über diese Tätigkeit reflektierte sie:

„Ohne besondere Hilfsmittel mußten die Genossen und Genossinnen Wanderlehrer und Agitatoren werden. Die Jugend hat es da schon leichter, der Weg ist gebahnt, Hilfsmittel zur Bildung stehen allen zur Verfügung, nur ein bißchen Mut und Begeisterung und es kann mehr geleistet werden, als wir zu leisten in der Lage waren.“<sup>355</sup>

---

<sup>351</sup> Boschek, Anna. Aus vergangenen Tagen, in: Popp, Adelheid (Hrsg.). Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung (Wien, 1912) S. 89-102, hier S. 89.

<sup>352</sup> Lengauer-Lösch, Andrea. Boschek, S. 50.

<sup>353</sup> Ebenda, S. 53.

<sup>354</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 247.

<sup>355</sup> Boschek, Anna. Aus vergangenen Tagen, S. 102.

Mit ihrem vormaligen Mentor und Förderer Hueber kam es alsbald zu einem Bruch. Dieser vertrat um 1900 vehement die Ansicht, dass die Bildung von Frauenorganisationen in der Gewerkschaft nicht notwendig wäre; ein Separatismus könne nur negative Auswirkungen haben. Die Frauen sollten zwar unterstützend fungieren, aber ohne ihre eigenen Programmpunkte in den Vordergrund zu spielen. Dies zeigte deutlich, dass Frauen nach wie vor sowohl um ihre Plätze im politischen Alltag als auch um alle ihre sonstigen Rechte kämpfen mussten.

Wie viele ihrer Mitstreiterinnen wurde sie 1918 in den Wiener Gemeinderat entsandt und blieb bis 1923 Gemeinderätin. Auch im Nationalrat war sie vertreten und war Mitglied desselben bis zu dessen Auflösung. Sie wurde unter Ferdinand Hanusch in den sozialpolitischen Ausschuss integriert und hatte Einfluss auf die Vorbereitung wichtiger Gesetze.

„Für Anna Boschek, die nur die Volksschule besuchen konnte, ist es anfänglich ungemein schwer, sich in der legistischen Arbeit zurechtzufinden. Nächtelang arbeitet sie, um eine Gesetzesvorlage zu studieren, Anträge, Resolutionen und Reden auszuarbeiten. [...] [Sie] hat entscheidenden Anteil an der Vorbereitung des Heimarbeits- und des Hebammengesetzes.“<sup>356</sup>

Im Juni 1928 beschäftigte sich dann der Gewerkschaftskongress mit der Frauenfrage beziehungsweise der Lohnarbeit der Frauen. Anna Boschek hielt am Kongress eine Rede, in der sie bekannte Probleme wie die bedeutend schlechtere Bezahlung der Frauen aufzeigte und den damit verbundenen Kreislauf, dass Frauen durch niedrigere Löhne dazu gezwungen würden, immer schwerere Arbeiten zu verrichten, die weit über ihre Körperkraft hinausgingen, nur um einen höheren Lohn zu erreichen. Sie sprach auch die furchtbaren Zustände der arbeitslosen Frauen an, denn auch hier bedeutete arbeitslos zu sein ein schlechteres Los als das der arbeitslosen Männer. Die Löhne für Frauen waren ohnehin nicht viel besser als die Unterstützung für die Arbeitslosen.<sup>357</sup> Sie plädierte für Gleichberechtigung und schloss mit den Worten „Das Referat hat auch den Zweck erfüllt, wenn es gelungen ist, die Frauen aufzumuntern und aufzuzeigen, wie im Dienst der Gesamtarbeiterschaft gearbeitet werden muß.“<sup>358</sup>

---

<sup>356</sup> Lengauer-Lösch, Andrea. Boschek, S. 74ff.

<sup>357</sup> Boschek, Anna. Frauenarbeit und Gewerkschaften (Wien, 1929) S. 4 ff.

<sup>358</sup> Ebenda, S. 34.

1934 wurde auch Anna Boschek in Haft genommen; sie wurde wie die meisten ihrer Genossinnen verhört. Sie gab zu Protokoll, über die Ereignisse des Februar 1934 keinerlei Informationen gehabt zu haben und davon überrascht worden zu sein. Nichtsdestotrotz blieb sie für sieben Wochen im Polizeigefangenenhaus in der Elisabethpromenade in Haft und wurde später unter Polizeiaufsicht gestellt.<sup>359</sup> Zur Zeit des Austrofaschismus zählte sie zu jenen Sozialdemokratinnen, die sich regelmäßig bei Amalie Seidel trafen.

1945 konnte sie aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr alle nun wieder möglichen politischen Funktionen ausüben; sie blieb im 15. Bezirk politisch aktiv und arbeitete als einfaches Parteimitglied, nahm an Frauen- und Gewerkschaftstagungen teil und hielt weiterhin Vorträge. Anna Boschek war nie verheiratet und hatte keine eigenen Kinder, auch über Liebesbeziehungen ist nichts bekannt. Sie hatte immer intensiven Kontakt zu ihren Geschwistern sowie zu ihren Nichten und Neffen; ansonsten war die Partei ihre Heimat und ihr soziales Netzwerk. Am 19. November 1957 starb sie im Hanuschkrankenhaus in Wien.

Auch ihr Name wurde in einem Gebäude verewigt. Das Anna-Boschek-Lehrmädchenheim, das zwischen 1957 und 1959 entstand, trug ihren Namen. Heute befindet sich kein Lehrmädchenheim mehr darin, das Haus trägt aber nach wie vor ihren Namen.

Während der Zeit des Austrofaschismus gab es nicht nur von diesen vier Frauen, die ja jahrelang aktiv Politik betrieben hatten und das Land Österreich zu einem Teil mitgeformt hatten, auch viel Arbeit im Untergrund. In einer Broschüre, die mit einem Vorwort des Sekretärs des englischen Gewerkschaftskongresses, des Vorsitzenden des Internationalen Gewerkschaftsbundes und Mitglieds der Labour Party, Walter Citrine, versehen wurde, fand sich harsche Kritik am austrofaschistischen Regime. Die Broschüre „Ein Jahr Schuschnigg“ zeigte an Hand von mehreren Beispielen auf, was Frauen passierte, die Gegnerinnen des Regimes waren. Ihre entdeckten Betätigungen im Untergrund hatten Konsequenzen. Die Regierung Schuschnigg setzte Maßnahmen für die Angehörigen freier Berufe, wie Ärzte oder Rechtsanwälte. Über diese wurde, sobald ihnen die Fortsetzung verbotener Parteitätigkeit oder andere politische Delikte nachgewiesen werden konnten, ein Berufsverbot verhängt. In der Broschüre fanden sich auch mehrere Beispiele von Frauen, die in ihrem Berufsfeld Schwierigkeiten bekamen. Die Kinderärztin Margarete Schönberger, die sich laut eigenen

---

<sup>359</sup> Hauch, Gabriella. Frauenstandpunkt, S. 248 ff.

Angaben niemals politisch betätigt hatte, stellte auf Bitten einer Bekannten ein Zimmer ihrer Wohnung für eine Besprechung zur Verfügung. Die Besprechungsteilnehmer waren ihr jedoch nicht bekannt. Als diese Besprechung von der Polizei ausgehoben wurde, musste Dr. Schönberger als Konsequenz eine Woche im Arrest absitzen und wurde zu einer Geldstrafe verurteilt. Weiters durfte sie für 8 Monate ihren Beruf als Kinderärztin nicht ausüben. Diese Verfügung bedeutete für die junge Ärztin eine Existenzbedrohung.<sup>360</sup> Auch für Studentinnen gab es Konsequenzen, wie ein anonymes Beispiel aus der Schrift zeigt.

„Eine Studentin [...] traf auf der Straße einen Bekannten, mit dem sie ein paar Worte wechselte. In diesem Augenblick kam ein Kriminalbeamter, unterzog den Mann einer Visite und fand bei ihm eine illegale Schrift. Er und die Studentin, bei der nichts gefunden worden war und die sich auch sonst nie politisch betätigt hatte, wurden auf die Polizei gebracht. Dort erhielt die Studentin 14 Tage Arrest. Die Rechtsfolge dieser Bestrafung war die Relegierung von der Universität und der Verlust des Stipendiums, mit dem die Studentin ihr Leben fristete. Das Mädchen ist Waise.“<sup>361</sup>

Frauen kamen zwar nicht in das Anhaltelager in Wöllersdorf, doch wurden auch sie im Polizeigefangenenhaus in der Hahngasse in sogenannter „Anhaltehaft“ gehalten, und diese Haft wurde in der Broschüre mit einem Konzentrationslager verglichen.<sup>362</sup> Die Zustände für Frauen wurden als furchtbar, menschenunwürdig und sanitätswidrig geschildert. Frauen hätten „während der Menstruation keine Möglichkeit, sich mit warmem Wasser zu waschen.“<sup>363</sup> Auch die Schlafbedingungen waren als unzumutbar anzusehen. Durch einen ständigen Wechsel der Schlafplätze kam es immer wieder dazu, dass Frauen auf Strohsäcken mit Blutflecken schlafen mussten. Daneben wurden die Zustände in den Polizeigefängnissen kritisiert. Es gab dort keine hinreichenden Aborteinrichtungen, und auch die Unterbringung der Frauen, die wegen politischer Delikte verhaftet worden waren, war unangenehm.

„In den Polizeikommissariaten werden Frauen, die wegen politischer Delikte verhaftet werden, in denselben Zellen wie Prostituierte untergebracht. Junge Mädchen müssen tage- und nächtelang die Gespräche der Prostituierten über ihre Berufsfragen anhören. [...] Ueberhaupt ist die Behandlung der weiblichen politischen Häftlinge besonders arg. [I]n einer Frauenzelle [wurde] drei Wochen lang eine Irrsinnige gehalten, die zeitweise gewalttätig gegen ihre

---

<sup>360</sup> Ein Jahr Schuschnigg. Dokumente einer Diktatur. Mit einem Vorwort von Sir Walter Citrine (Brüssel, 1935) S.13.

<sup>361</sup> Ebenda, S. 14.

<sup>362</sup> Ebenda, S. 19.

<sup>363</sup> Ebenda, S. 47.

Zellengenossinnen losging. Trotzdem wurde sie nicht aus der Zelle entfernt, weil die Polizei behauptete, daß die Irrsinnige nur „simuliere.“<sup>364</sup>

Nun muss auch dieses zeitgeschichtliche Dokument aus seiner Entstehung heraus betrachtet werden. Dass die Zustände für illegale politische Aktivistinnen nicht einfach waren, wurde ja bereits in einigen der oben stehenden Biografien angesprochen. Die Schrift gegen die Regierung Schuschnigg zeigt die Zustände auf, in denen sich Regimekritikerinnen wiederfanden, so sie öffentlich auffielen. Die Schuldigkeit der politischen Gefangenen bestand einzig darin, nach wie vor ihrer Sozialdemokratischen, politischen Überzeugung zu folgen. Dies war das einzige Verbrechen, das ihnen zur Last gelegt wurde. Selbst willkürliche Verhaftungen unpolitischer Personen waren Teil des Repressionsapparates und zeigen, dass der Austrofaschismus nicht verharmlost werden darf. Der Inhalt der Broschüre bietet eine Fülle an Beispielen, die sich auch für eine Bearbeitung im Geschichtsunterricht anbieten würden.

## 10. Frauen in der Stadt

Frauen in der Stadt, in dieser Arbeit speziell in Wien, hatten einen vollkommen anderen Zugang zum Leben und zur Arbeit als ihre Genossinnen auf dem Land. Bildung, Organisationsmöglichkeit und Austausch bildeten einen Gegensatz zum Leben auf dem Land.

### 10.1 Ella Schapira

Ella Schapira wurde als Chinje Elke Berditschewski<sup>365</sup> am 19. Juli 1897 in Russland, in der Stadt Berditschew, der „jüdischen Hauptstadt des Ostens“ geboren. Ihre Mutter Chaje Sobel war Russin und ihr Vater Pinkas Wolfzahn stammte aus dem damaligen Österreich, aus Tarnopol in Galizien.<sup>366</sup> Als Ella sieben Jahre alt war, ging der Vater mit der älteren Schwester zurück nach Tarnopol, während sie mit der Mutter noch ein weiteres Jahr in Berditschew blieb, um erst dann nach Galizien zu folgen. Dort nahm die Familie auch wieder den Namen Wolfzahn an.<sup>367</sup> In Tarnopol kam das junge Mädchen Elke das erste Mal in Kontakt mit ihrem zukünftigen Beruf der Schneiderin, denn in ihrem Haus lebte eine

---

<sup>364</sup> Ebenda, S. 49.

<sup>365</sup> Der Name Berditschewski rührt daher, dass sich die Familie beim Umzug in die Großstadt mit demselben Namen umbenannt hatte.

<sup>366</sup> Krag, Helen Liesl. „Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft.“ (Wien, 1988) S. 19.

<sup>367</sup> Ebenda, S. 38.

Schneiderin, mit deren Tochter sie sich anfreundete. Die Mädchen erhielten immer wieder Stoffreste zum Spielen, was für das achtjährige Mädchen ein prägendes Ereignis war, denn so begann sie sich erstmalig mit Stoffen auseinanderzusetzen. Später sagte sie:

Der Anlaß dafür, daß ich angefangen habe, Schneiderei zu lernen, war, daß ich eine große, schwarze Taftschleife haben wollte. Aber wir waren zu arm dazu. Da hab ich beschlossen, was ich haben will, muß ich selber machen. Aber ich wollte keinen Beruf haben, wo man zuerst Geld braucht, um anfangen zu können, weil das hab ich nicht gehabt. [...] Deshalb habe ich angefangen zu nähen. [...] Ich hab Glück gehabt in meinem Beruf, wirklich wahr. Ich hab gewählt den Beruf, den ich gerne gemacht habe. [...] Dafür finde ich immer, eine Frau, die abhängig ist von einem Mann, die nicht verdienen kann, das ist furchtbar.<sup>368</sup>

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges gelangte sie, vor den Russen flüchtend, ohne ihre Eltern zusammen mit einer benachbarten Familie, nach Wien. Am 9. Dezember 1917 heiratete Elke (Ella) in Wien Jakob Rosenstrauch, den sie bereits aus Tarnopol kannte.<sup>369</sup> Ihr erstes Kind Oskar brachte sie in Tarnopol zur Welt. Dafür nahm sie eine lange und beschwerliche Reise in den Wirren des Ersten Weltkrieges auf sich. Ihr zweites Kind, Franziska, kam in Wien zur Welt. Damals war sie auf sich alleine gestellt, weil ihr Mann abwesend war. „Ich hab ihm das nie verziehen, dass er weggefahren ist und mich allein gelassen hat, hochschwanger.“<sup>370</sup>

Elke Rosenstrauch, wie sie damals hieß, konnte zu dieser Zeit nicht als Schneiderin arbeiten. Dieser Zustand bereitete ihr Schwierigkeiten, zum einen, weil sie von ihrem Ehemann zu wenig Geld bekam und diese Abhängigkeit kaum ertragen konnte, zum anderen, weil sie ihren Beruf sehr gerne mochte und ihn auch ausüben wollte. „Ich finde, für eine Frau ist das sehr wichtig, dass sie unabhängig is [sic] vom Mann. [...] Ich hab mir zu Hause eine Werkstätte eingerichtet [...] und hab angefangen zum Nähen.“<sup>371</sup> Schon an diesen Aussagen lassen sich der starke Wille und der Wunsch nach Eigenständigkeit bei Ella Rosenstrauch herauslesen. Bereits lange bevor das rückschrittliche austrofaschistische System in ihr Leben trat, wusste sie, dass sie mit Sicherheit ihre Unabhängigkeit nicht aufgeben würde. Der von ihr erwählte Beruf bereitete ihr wirklich Freude. So konnte sie auch vollkommen frei agieren und begab

---

<sup>368</sup> Ebenda, S. 58. Beim Lesen des Zitates bemerkt man vermutlich als Leser, dass die deutschen Formulierungen von Frau Schapira zum Teil etwas holprig klingen mögen, was daran liegt, dass sie zum Zeitpunkt der Aufzeichnungen schon lange Zeit in England lebte und daher aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, immer wieder mischt sie auch englische und jiddische Ausdrücke und Worte in ihre Erzählung, was diese sehr lebendig und authentisch wirken lässt.

<sup>369</sup> Ebenda, S. 92.

<sup>370</sup> Ebenda, S. 95.

<sup>371</sup> Ebenda, S. 96 ff.

sich nicht in Abhängigkeit von ihrem Partner, weil sie ihr eigenes Einkommen hatte. Sie leistete sich sogar eine Wirtschafterin, die ihr den Haushalt führte. Sie hatte auch ein Lehrling. Dann wurde sie zum dritten Mal schwanger. „Ich war so unglücklich, dass ich wieder schwanger war [...].“<sup>372</sup> Doch als mit Tochter Edith das dritte Kind geboren wurde, vergaß sie ihr Unglück wieder, obwohl Ehemann Jakob seine Frau und das Neugeborene nicht vom Entbindungsheim abholte. „Ich war ganz für die Kinder und ganz für die Arbeit. Und er hat ein freies Leben geführt und sich um nichts gekümmert.“<sup>373</sup>

Ihre Ehe war für Elke Rosenstrauch eine schlechte Ehe, und sie dachte sehr wohl daran, sich von ihrem Mann scheiden zu lassen, jedoch blieb sie hauptsächlich der Kinder wegen bei ihm. Trotzdem betonte sie immer wieder, dass er sie sehr liebte und auch für seine Kinder enorm viel tat, sich auch um deren Ausbildung kümmerte und sie förderte, so lange sie jung waren, aber eben sonst sehr stark sein eigenes Leben lebte. Die Wende kam, als sie ihre eigene Werkstatt außerhalb ihrer Wohnung aufmachte, denn als ihr Mann 1930 zu Beginn der Wirtschaftskrise seinen Job verlor, bekam er ein Geschäftslokal als Abfertigung zur Verfügung gestellt. Und in eben dieses Lokal übersiedelte Elke Rosenstrauch. Später konnte sie sogar ihren Mann als Buchhalter anstellen, denn er fand nur schwer neue Arbeit. Sie hatte einige Probleme zu bewältigen. Sie hatte zu Beginn keinen Gewerbeschein und musste für ein Jahr eine geprüfte Schneiderin bei sich anstellen, um danach eine Prüfung ablegen zu können, so dass sie tatsächlich selbstständig sein zu konnte.

„Ich bin angemeldet gewesen als Arbeiterin, damit ich die Zeit hab, um die Prüfung zu machen. Ich hab ein Jahr in der Erzeugnis arbeiten müssen, und dann hab ich eine Prüfung machen müssen. Ich war bei ihr angestellt, aber ich hab ihr gezahlt ein Wochengehalt, und sie hat gespielt Karten am Tisch, und ich hab gearbeitet. Ich hab der ein Jahr lang zahlen müssen.“<sup>374</sup>

Die Meisterprüfung im Damenkleidernachgewerbe legte sie dann 1935 ab, mehr als 20 Jahre waren also seit ihrer Ankunft in Wien vergangen und nun war Ella Rosenstrauch selbstständige Schneidermeisterin. Sie arbeitete sehr viel, da sie immer mehr Aufträge bekam und auch sehr viele Angestellte hatte: bis zu 16 Stunden pro Tag, sechs Tage in der Woche; sie begann mit einigen Lehrling, und als sie Wien verließ, hatte sie 20 oder 30

---

<sup>372</sup> Ebenda, S. 98.

<sup>373</sup> Ebenda, S.100.

<sup>374</sup> Ebenda, S. 106.

Angestellte.<sup>375</sup> Trotzdem fuhr sie einmal im Jahr auf Kur und schloss ihre Werkstätte für den Urlaubszeitraum, in dem auch ihre Angestellten auf Urlaub gingen. Das Verhältnis zu ihrem Mann wurde mit ihrem steigenden Erfolg jedoch immer schlechter; er forderte sein Gehalt immer pünktlich ein und vertrug es nicht, dass seine leistungsorientierte und ehrgeizige Frau mehr verdiente als er.

In Glaubensfragen hielt sich die Familie zu den Feiertagen an das jüdische Brauchtum, sonst aber nicht, denn die Hausmädchen, die es in der Familie gab, kochten „christlich“. Der Sohn Oskar hatte zwar seine Bar Mitzwe, interessierte sich aber sonst nicht sehr intensiv für seine Religion, sondern eher für die Politik und begeisterte sich schon früh für die Ideen des Kommunismus; sein Vater hingegen hielt sich mehr an die Sozialdemokratie. Hier entstanden dann auch Konflikte zwischen Vater und Sohn, denn zu den Februarkämpfen 1934 wollte sich Oskar zum Einsatz melden und wurde von seinem Vater daran gehindert. Trotzdem betätigte sich Elkes Sohn im illegalen Widerstand, wurde verhaftet, und musste die Schule wechseln. Die Eltern waren nicht angetan von den illegalen Aktivitäten ihres Sohnes. „Wir waren sehr dagegen, daß er kommunistisch eingestellt war. [...] Das hat ihm nicht gepasst. Er hat sich jedenfalls ein Zimmer gemietet bei der Strudlhofstiege.“<sup>376</sup> Der Sohn Oskar zog also aus. Für Elke Rosenstrauch war die Politik, abgesehen von den Ereignissen in Zusammenhang mit ihrem Sohn, nicht stark vorhanden in ihrem Leben, denn als selbstständige Schneiderin, die sich immer um die neuesten Modelle kümmern und ihren großen Betrieb aufrechterhalten musste, blieb nach langen, harten Arbeitstagen nicht mehr viel Zeit, sich auch noch mit der sich veränderten politischen Landschaft in Wien auseinanderzusetzen. Auch in den wirtschaftlich schlechten Zeiten hatte sie mehr als genug Arbeit. Durch Mundpropaganda und ihre qualitätvolle Arbeit riss der Kundenzustrom auch in den wirtschaftlich schwierigen Zeiten des Austrofaschismus nicht ab, obwohl die Konfektionsindustrie in diesen Jahren eine merkliche Abnahme<sup>377</sup> erlebt hatte; nicht so aber bei Ella Rosenstrauch. Sie erfuhr in ihrem Beruf keinen Konsumrückgang.

Einmal hab ich getroffen bei einer Modeschau eine Schneiderin, die in der Stadt eine Schneiderei gehabt hat, und ich war doch in der Nordbergstraße, sagt sie mir: „Ich kann das nicht verstehen, warum Sie so viele Kunden haben. Ich bin in der Stadt und so schön eingerichtet,

---

<sup>375</sup> Ebenda, S. 110.

<sup>376</sup> Ebenda, S. 118.

<sup>377</sup> Senft, Gerhard. Anpassung durch Kontraktion. Österreichs Wirtschaft in den dreißiger Jahren, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 182-199, hier S. 193 ff.

und ich hab nicht soviel Kunden wie Sie. [...] Das muß irgend so ein Geheimnis sein.“<sup>378</sup> Da ist mir das erst zum Bewußtsein gekommen. Ich hab immer geglaubt, jeder kann das. Fremde Leute haben mich erst darauf aufmerksam gemacht. [...] Und so ist das Geschäft gegangen, einer hat den andern rekommandiert.<sup>379</sup>

Wie bereits im Exkurs in Kapitel 4.3 erklärt, hatte die jüdische Bevölkerung im Austrofaschismus mit eher wenig spürbaren Problemen zu kämpfen, wie auch dieses Beispiel von Ella Rosenstrauch und ihrer Familie zeigt. Das alles änderte sich mit dem Jahr 1938. Im Gegensatz zu Greta Freist, Hilde Spiel und Nora Gregor, die alle drei aus unterschiedlichen Motiven Österreich schon vor dem Anschluss verließen, emigrierte Ella Rosenstrauch erst einige Monate danach. Eine Kundin, Frau Spielman, verhalf ihr und ihren Töchtern zur Ausreise. Ella Rosenstrauch verließ Wien im Oktober 1938 und begann bereits im November in England bei besagter Kundin zu arbeiten.<sup>380</sup> Sohn Oskar verließ Wien in Richtung Tschechoslowakei, folgte dann aber auch nach England. Ehemann Jakob blieb vorerst in Wien, wurde nach den Pogromen im November 1938 ins Konzentrationslager nach Dachau abtransportiert, kam von dort jedoch wieder nach Wien und versuchte, nach Palästina zu emigrieren. Unglückliche Umstände verhinderten dies, und Jakob Rosenstrauch wurde in einem Internierungslager in der Nähe Belgrads erschossen.<sup>381</sup> Elke Rosenstrauch heiratete in England Jack Schapira und lebte bis zu ihrem Tod in London. Sie starb 1990 in ihrem Reihenhäuschen in London und hatte kurz vor ihrem Tod ihre Kinder gebeten zu kommen. Ein Jahr nach ihrem Tod trafen sich ihre Kinder zur Jahrzeit, wie es im Judentum üblich ist, sie waren damals alle um die 70 Jahre alt und sagten, dass das Buch über ihre Lebensgeschichte ihre Mutter lebendig erhalten hätte.<sup>382</sup>

## ***10.2 Exkurs: Antisemitismus und Haltung zum Judentum***

---

<sup>378</sup> Leider ist in den Aufzeichnungen dieses Zitat nicht näher erläutert, es wäre interessant gewesen, in welchem Zusammenhang dieser Satz fiel, ob sich das Geheimnis nur auf Elke Rosenstrauchs Arbeit bezog, oder sich hier schon ein latenter Antisemitismus verbarg.

<sup>379</sup> Krag, Helen Liesl. Reisegesellschaft, S. 121 ff. Ella Schapira bezog sich mit der Aussage „rekommandiert“ auf das Englische „recommend“, denn ein großer Teil ihres Erfolgs beruhte auf dem Prinzip der Weiterempfehlungen. Hatte ihre Schneiderei beispielsweise eine Hochzeit ausgestattet, so war es durchaus möglich, dass dadurch Folgeaufträge entstanden.

<sup>380</sup> Ebenda, S. 131.

<sup>381</sup> Ebenda, S. 154 ff.

<sup>382</sup> Diese Informationen über den Lebensabend und das Sterbejahr stammen aus einer Korrespondenz mit Helen Liesl Krag Anfang Juli 2010. Da sich über Ella Schapiras Lebensabend nichts fand, kontaktierte ich die Autorin persönlich und bekam eine ausgesprochen nette Antwort.

Als wichtiger Punkt, besonders auch verknüpft mit der Migration, die vor 1938 in Österreich stattfand, und dem bereits stark vorhandenen Antisemitismus aus dem nationalsozialistischen Deutschland, ist in Zusammenhang mit der Lebensgeschichte Ella Schapiras die Haltung der Christlichsozialen Partei und der VF zu beachten. Der von Karl Lueger seit dem 19. Jahrhundert propagierte Antisemitismus<sup>383</sup>, der die jüdische Bevölkerung in Wien für vieles zur Verantwortung zu ziehen versuchte, fand sich in den Jahren des Ständestaates nicht in der zuvor dagewesenen Form, wo man selbigen als Waffe gegen die politischen Gegner verwendet hatte und die ablehnende Haltung gegenüber der Mitbevölkerung je nach Standpunkt auslegte, diese aber zumeist nicht in Hinblick auf die Rasse, sondern eher auf die prekäre wirtschaftliche Situation zu sehen war. Es existierte eine „ambivalente Haltung des Dollfuß/Schuschnigg-Regimes zum Antisemitismus“, denn direkte Angriffe wurden vermieden, es wurde also der Versuch unternommen, sich offiziell zurückzuhalten.<sup>384</sup> Die Ablehnung des Nationalsozialismus und dessen Rassenlehre von Seiten der ständestaatlichen Regierung hatte also keine wesentlichen negativen Auswirkungen auf die Stellung der Juden.

In Grundsatzfragen griffen die politischen Führer auf die katholische Kirche zurück. Doch auch hier gab es verschiedene Meinungen und Haltungen gegenüber der jüdischen Bevölkerung Österreichs, die sich von einer ganz klaren Distanzierung und Ablehnung des nationalsozialistischen, auf die Rasse bezogenen Antisemitismus bis zu einer Verbreitung von antisemitisch durchsetztem Gedankengut durch die katholische Obrigkeit erstreckten.<sup>385</sup> Es wurde infolgedessen versucht, neutral zu bleiben und die jüdische Frage weitgehend auszuklammern. Es gestaltete sich schwierig, abzugrenzen, wo also noch ein konfessioneller, wirtschaftlicher oder kultureller Antisemitismus vorhanden war und wo bereits ein rassistischer Ansatz erreicht worden war. Einen definitiv rassistischen Ansatz fand man im Linzer Programm der christlichen Arbeiterbewegung, allerdings bereits 1923.<sup>386</sup> Darüber hinaus wurde wohl auch unterschieden zwischen den bereits lange Zeit dem Staat treu ergebenen jüdischen Bürgern, denen ein hoher Grad an Assimilation zugestanden wurde, und den neuer zugezogenen Juden aus dem Osten, die im krassen Gegensatz zu den bereits hier

---

<sup>383</sup> Luegers Ideen waren zum Teil von Georg Ritter von Schönerer übernommen und weitergedacht. Im Gegensatz zu Schönerers rassistisch-antisemitischer Haltung pflegte Lueger einen „pragmatisch, religiös-kulturell verbrämte[n] wirtschaftliche[n] Antisemitismus.“ Dazu siehe: Albrich, Thomas. Vom Vorurteil zum Pogrom: Antisemitismus von Schönerer bis Hitler, in: Steininger, Rolf, Gehler, Michael (Hrsg.). Österreich im 20. Jahrhundert. Ein Studienbuch in zwei Bänden. Von der Monarchie bis zum Zweiten Weltkrieg Band 1 (Wien, 1997) S. 309-367, hier S. 314.

<sup>384</sup> Königseder, Angelika. Antisemitismus 1933-1938, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 54-65, hier S. 56.

<sup>385</sup> Königseder, Angelika. Antisemitismus, S. 59. und auch Albrich, Thomas. Vom Vorurteil zum Pogrom, S. 336.

<sup>386</sup> Pelinka, Anton. Christliche Arbeiterbewegung und Austrofaschismus, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 88-97, hier S. 96.

lebenden gezeichnet wurden.<sup>387</sup> Ella Schapira wäre genau in jenen angefeindeten Bereich der Ostjuden gefallen, gegen die sich der aufkeimende Antisemitismus mehr und mehr richtete.<sup>388</sup>

Leopold Kunschak, der dem Freiheitsbund, einer Teilorganisation der VF, vorstand, äußerte sich sehr wohl antisemitisch und machte kein Hehl aus seiner ablehnenden Haltung gegenüber der jüdischen Bevölkerung.<sup>389</sup> Der Freiheitsbund arbeitete auch mit dem Antisemitenbund zusammen<sup>390</sup>, und erhielt darüber hinaus bis 1936 Zuwendungen der deutschen Gesandtschaft, die sich auf die Weiterführung der Arbeit im Kampf gegen das Judentum gründeten.<sup>391</sup> Auch Engelbert Dollfuß hatte als Student für den Antisemitenbund Reden gehalten.<sup>392</sup> Darüber hinaus legte der letzte Parteiohmann der Christlichsozialen, Emmerich Czermak, Ende 1933 eine Schrift vor, die seine judenfeindliche Haltung nur allzu gut verdeutlichte.<sup>393</sup> Es traf also zu, dass zwar an der Oberfläche und von offizieller Seite keine Negativtendenzen zu erkennen waren, doch in den kleineren Strukturen (Gruppierungen wie Freiheitsbund, und zum Teil auch die Heimwehr sowie bei Einzelpersonen) war der Antisemitismus sehr wohl vorhanden.

„Die autoritäre Regierung verurteilte offiziell antisemitische Aktivitäten, konnte jedoch eine korrekte und faire Behandlung der jüdischen Minderheit bzw. ein Ende antisemitischer Äußerungen innerhalb des Regierungslagers und auf der unteren Verwaltungsebene nicht durchsetzen. Besonders in der Vaterländischen Front und bei den Wehrverbänden wurden weitgehend antisemitische Ressentiments geduldet [.]“<sup>394</sup>

Dass die jüdische Bevölkerung einen großen Teil der vom Ständestaat propagierten österreichischen Kultur und Identität entscheidend mitgeprägt hatte, schien trotzdem in Vergessenheit zu geraten.

Aus jüdischer Sicht gab es ein Bekenntnis zur Selbstständigkeit Österreichs.<sup>395</sup> Aus diesem Grund wurde die politische Situation überwiegend akzeptiert, weil man sich die Abgrenzung

---

<sup>387</sup> Königseder, Angelika. Antisemitismus, S. 63.

<sup>388</sup> Albrich, Thomas. Vom Vorurteil zum Pogrom, S. 322.

<sup>389</sup> Königseder, Angelika. Antisemitismus, S. 61. Kunschak trennte sich auch in späteren Jahren nicht von seiner antisemitischen Haltung, zu diesem Zeitpunkt war er bereits Mitglied der ÖVP.

<sup>390</sup> Maderegger, Sylvia. Die Juden im österreichischen Ständestaat 1934-1938 (Wien, 1973) S. 174.

<sup>391</sup> Pelinka, Anton. Arbeiterbewegung, S. 96.

<sup>392</sup> Albrich, Thomas. Vom Vorurteil zum Pogrom, S. 324.

<sup>393</sup> Ebenda, S. 332 ff.

<sup>394</sup> Ebenda, S. 333 ff.

<sup>395</sup> Maderegger, Sylvia. Juden, S. 266.

zum Nationalsozialismus durch das vorhandene Regime erhoffte. Aus weiblicher, jüdischer Sicht ergaben sich viele Perspektiven. Egal ob die Frauen sich für oder gegen das Regime aussprachen, die Situation wurde nicht einfacher. Der öffentlich vorhandene Antisemitismus, der von der Regierung ja im Grunde genommen verurteilt, aber von Regierungsfunktionären doch forciert wurde, und die generelle Verschlechterung der Rechtslage für Frauen führten zu einem Exklusionsprozess. Für jüdische Frauen (und nicht-jüdische Frauen) ergab sich „Marginalisierung, Verfolgung und Inhaftierung, besonders natürlich wenn sie der Sozialdemokratie zugetan waren. Bürgerlich orientierte jüdische Frauen konnten sich leichter einfügen, insofern sie nicht öffentlich gegen das Regime auftraten.“<sup>396</sup> Eine Positionierung dieser Art fand sich im Frauennotdienst, in dessen Almanach 1934 ein Aufruf der Vertreterin der Fürsorgezentrale der israelitischen Kultusgemeinde in Wien, Sofie Löwenherz, ergeht, alle Frauen Österreichs mit „Neue[n] Formen der sozialen Hilfe in der Not“ zu unterstützen.<sup>397</sup>

„Selbstverständlich haben auch die jüdischen Frauen [...] reges Interesse [...] bekundet [...] Ich erblicke ein unvergängliches Verdienst der neuen Aktion darin, daß Frauen verschiedener Bekenntnisse und Stände sich in den Dienst der edlen sozialen Tätigkeit gestellt und bewiesen haben, daß positive Arbeit eine gemeinsame Plattform zu schaffen vermag.“<sup>398</sup>

Als Mitarbeiterin und Vorsitzende der kommerziellen Sektion des Frauennotdienstes war Sofie Löwenherz auch aktiv in die Tätigkeiten des Notdienstes eingebunden.

Die seit 1933 illegale NSDAP setzte jedoch vor und während ihrer Illegalität Maßnahmen gegen ihre jüdischen Mitbürger. Anschläge und Attentate waren keine Seltenheit (allerdings nicht nur auf Teile der jüdischen Bevölkerung, sondern gegen alle, die sich der nationalsozialistischen Idee in den Weg stellten und denen damit Schaden zugefügt werden konnte). So forderten diese bereits vor 1938 zahlreiche Todesopfer.<sup>399</sup> Die Malerin Lisel Salzer, eine Freundin Hilde Spiels, brachte in ihren biografischen Aufzeichnungen sehr schön auf den Punkt, wie in Künstlerkreisen mit dem Judentum umgegangen wurde.

---

<sup>396</sup> Hecht, Dieter J. Jüdische Frauen im Austrofaschismus, in: Lehmann, Brigitte (Hrsg.). Dass die Frau zur Frau erzogen wird. Frauenpolitik und Ständestaat (Wien, 2008) S. 153-170, hier S. 166.

<sup>397</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1935, S. 16.

<sup>398</sup> Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1935, S. 16.

<sup>399</sup> Garscha, Winfried R. Nationalsozialisten in Österreich 1933-1938, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 100- 120, hier S. 104 ff.

„Die österreichischen Juden waren, soweit ich es beurteilen kann, assimiliert. Ich wusste daher auch gar nicht, wer von meinen Freunden jüdisch war und wer nicht. [...] Viele der geistigen Elite des Landes waren unjüdische Juden [...]“<sup>400</sup>

Trotzdem kehrten viele bedeutende Persönlichkeiten jüdischer Herkunft dem Land schon vor 1938 den Rücken, unter ihnen Joseph Roth, Stefan Zweig und Alfred Adler<sup>401</sup> und auch Hilde Spiel, die zwar jüdische Wurzeln hatte, Österreich allerdings aus politischen Gründen verließ.

### ***10.3 Mathilde Hanzel-Hübner***

Mathilde Beata Maria Hübner wurde am 27. Mai 1884 in Oberhollabrunn in Niederösterreich als drittes von fünf Mädchen geboren. Ihre Eltern waren der Gymnasialprofessor Gustav Hübner und seine Frau Agnes Coulon, eine ehemalige Gouvernante. Der Vater arbeitete bis 1890 im Gymnasium in Oberhollabrunn; die Familie lebte in einer Wohnung. Die fünf Töchter teilten sich ein Zimmer, hatten jedoch jeweils ein eigenes Bett.<sup>402</sup> 1890 erhielt Gustav Hübner eine Stelle in Wien und lebte unter der Woche in Wien. Bald zog auch die Mutter mit den Töchtern, die sie zuvor selbst zuhause unterrichtet hatte, von Niederösterreich nach Wien.<sup>403</sup> Von 1895 bis 1898 besuchte Mathilde Hübner die Privat-Bürgerschule für Mädchen der Leopoldine Holl in Wien, an der auch ihr Vater als Lehrer tätig war. Anschließend ging sie zur Höheren Töchterschule des Schulvereins für Beamtentöchter in Wien. Danach war ihr weiterer Bildungsweg die Lehrerinnenbildungsanstalt Hegelgasse in Wien, deren Lehrstoff der wissbegierigen Schülerin zu karg bemessen war.<sup>404</sup>

Die Lehrerinnenbildungsanstalt schloss sie 1903 mit einer Berechtigung als provisorische Unterlehrerin an Volksschulen sowie als Handarbeitslehrerin an Volks- und Bürgerschulen ab. Sie trat sofort nach Beendigung der Bildungsanstalt in den Schuldienst ein, um zwei Jahre später eine Fixanstellung zu erhalten. Bis zu ihrer Pensionierung war sie durchgehend berufstätig und führte seit Beginn ihrer Schulkarriere einen steten Kampf um eine bessere Mädchenbildung. Bereits 1904 formulierte sie gegenüber ihrem Privatlehrer und zukünftigen

---

<sup>400</sup> Steinmetzer, Georg (Hrsg.). Lisel Salzer. Ein Künstlerleben zwischen Wien und Seattle (Wien, 2003) S. 65. Lisel Salzer wurde 1906 in Wien geboren und war ein Einzelkind. Sie pflegte zwischen 1932 und 1936 regen Kontakt mit Hilde Spiel und war mit ihr gemeinsam am Wolfgangsee. Wie auch die Malerin Greta Freist stellte Salzer im Hagenbund aus, und wie Freist und Spiel suchte sie ihr Glück in der Migration, allerdings nicht schon 1936, sondern erst 1939.

<sup>401</sup> Maderegger, Sylvia. Juden, S. 251. Die Autorin beschreibt in ihrem Kapitel über die Kunst nur männliche Vertreter dieser Sparte, bis auf zwei Sängerinnen bleiben die jüdischen Frauen in der Kunst unerwähnt.

<sup>402</sup> Bernold, Monika, Gehmacher, Johanna. Auto/Biographie und Frauenfrage. Tagebücher, Briefwechsel, Politische Schriften von Mathilde Hanzel-Hübner (1884-1970) (Wien/Köln/Weimar, 2003) S. 42.

<sup>403</sup> Ebenda, S. 44.

<sup>404</sup> Ebenda, S. 74.

Gatten Ottokar Hanzel, dass sie eine Idee für die Erziehung der Jugend hätte, indem sie für die Abschaffung des Religionsunterrichts zu Gunsten eines Faches „Gesellschaftslehre“ plädierte.<sup>405</sup> Dieses Gedankengut war mehr als fortschrittlich, ob jedoch Hübners Gedanken mit ihrem eigenen Zugang zur Religion in Zusammenhang standen, muss offen bleiben.

Zu selben Zeit entstand auch ihr Plan, als Privatistin die Matura an einem Gymnasium abzulegen, um weiterstudieren zu können. 1906 führte sie diesen Plan aus, bestand die Maturitätsprüfung an einer Staatrealschule in Wien, fand jedoch in ihrem Zeugnis eine Streichung der Klausel, die ihr die Reife zum Besuch der Technischen Hochschule zusagte. So richtete sie mehrere Ansuchen an die Technische Hochschule, sie als außerordentliche Hörerin zuzulassen, und führte mit der Realschule Korrespondenz, um sich ein anderes, für die Hochschule gültiges Zeugnis ausstellen zu lassen (welches ihren männlichen Mitprüfligen sehr wohl ausgestellt worden war), bis sie sich schließlich an das Ministerium für Unterricht wandte. Von diesem erhielt sie schließlich die Zulassung als Gasthörerin. Ihre erste definitive Anstellung bekam sie 1909 als Bürgerschullehrerin der Mädchenbürgerschule beim Wasserturm in Favoriten.<sup>406</sup> Vor dem Ersten Weltkrieg engagierte sie sich als Vorstandsmitglied des „Allgemeinen österreichischen Frauenvereins“, zuerst als Schriftführerin, dann wurde sie Vizepräsidentin des Vereins.

Das Unterrichten und Weitergeben von Wissen und der Austausch mit Schülerinnen waren ihr ein großes Anliegen. Sie sah ihren Beruf als Berufung. Kindern die Freude am Lernen zu vermitteln und ihnen verständlich zu machen, dass die erworbene Bildung das einzige Gut wäre, das dem Menschen nicht genommen werden könnte, war ihr ein Hauptanliegen in ihrem Berufsleben. Ansonsten wurde der Lehrerinnenalltag von ihr nicht sehr stark thematisiert.<sup>407</sup> 1910 heiratete sie ihren Lehrer und Freund Ottokar Hanzel, der damals Lehramtskandidat für Mittelschulen war.<sup>408</sup> 1911 kam die erste gemeinsame Tochter Ruthilt zur Welt, 1914 die zweite Tochter Dietgart. 1926 wurde sie zur Direktorin der Bürgerschule Redtenbachgasse, 1934 beantragte sie den Titel Schulrat. Im selben Jahr musste sie im Zuge der Doppelverdienerverordnung eine schwere Entscheidung treffen.

„Ich erkläre meine Bereitwilligkeit, mich trotz voller Arbeitsfähigkeit in den Ruhestand versetzen zu lassen, nur aus dem Grunde, um damit

---

<sup>405</sup> Ebenda, S. 53.

<sup>406</sup> Ebenda, S. 74.

<sup>407</sup> Ebenda, S. 79 ff.

<sup>408</sup> Ebenda, S. 235.

in diesen für junge Kräfte fast aussichtslosen Zeiten meinen Teil beizutragen, daß Platz geschaffen werde.“<sup>409</sup>

Mathilde Hanzel-Hübner war also ein Beispiel für jene Frauen, die gerne ihren Beruf ausübten und ihn trotzdem nicht weiter ausführen konnten und durften, weil der Mann ebenfalls Geld verdiente und auch im Bundesdienst angestellt war. Auf Grund der Doppelverdienerverordnung war sie dazu angehalten, mit Ende des Jahres 1934 in den Ruhestand zu treten. Ihrem Berufsleben wurde durch die Zwangspensionierung auf Grund der austrofaschistischen Politik ein Ende gesetzt. Ihrer zwangsweisen Versetzung in den Ruhestand machte sie aber zur Bedingung, dass sie nicht vor dem 30. September 1934 erfolgen sollte. Sonst würde ihr vor dem 30. Dienstjahr der Anspruch auf eine Erhöhung der Pension entgehen.

Die Tochter Ruthilt lebte seit 1935 in Dänemark, und 1937 besuchte eine dänische Studentin und Freundin der Tochter die Familie Hübner in Wien. Diese schilderte in ihrer Autobiografie Mathilde Hanzel-Hübner als eine sehr ernsthafte und überlegte Direktorin einer Mädchenschule und Frauenrechtlerin, die sich scheinbar aus intellektuellen Gründen von der Kirche abgewandt hatte. Dass Mathilde Hanzel-Hübner zu dieser Zeit bereits seit drei Jahren pensioniert war, zeigte, wie sehr sie sich nach wie vor nicht damit abfinden wollte, nur zuhause zu sein und dort ihren Tätigkeiten nachzugehen. „Daß sie auch drei Jahre später noch zuallererst über ihren Berufstitel charakterisiert wird, läßt auf eine ungebrochene Identifikation mit ihrer Berufsarbeit schließen.“<sup>410</sup> Nach ihrer Pensionierung war sie dennoch nicht untätig, und ihr Engagement in der Friedensbewegung wurde größer. Zwischen 1938 und 1945 gab es kaum politische Aktivitäten ihrerseits. 1945 nahm sie ihre friedens- und erziehungspolitischen Aktivitäten im Rahmen des Vereins „Frauenarbeit-Frauenhilfe“ wieder auf und arbeitete immer wieder an bildungspolitischen Fragen. 1970 starb die Pädagogin, Frauenrechtlerin und Friedensaktivistin in einem Pflegeheim in Wien/Liebhartstal.<sup>411</sup>

#### ***10.4 Adolfine Schumann***

Adolfine Schumann wurde am 8. Juni 1916 in Wien als Kind protestantischer Eltern geboren. Sie war das zweite von insgesamt neun Geschwistern. Die Mutter war Hausangestellte und der Vater Schuhmachermeister. Die Eltern waren um die Jahrhundertwende beide aus Schlesien nach Wien zugewandert. Adolfine Schumann wuchs in Döbling auf, da ihr Vater

---

<sup>409</sup> Zitiert ebenda, S. 79.

<sup>410</sup> Ebenda, S. 155.

<sup>411</sup> Ebenda, S. 236.

sich dort als Schuhmachermeister niedergelassen hatte. 1922 wurde sie eingeschult, und die Mutter achtete darauf, dass die Kinder regelmäßig die Sonntagsschule besuchten. „Ich hatte als Kind eine heftige Abneigung gegen alles, was mit der Kirche zusammenhing. [...] Bei den Zehn Geboten sagte ich immer: „Du sollst nicht erbrechen!“<sup>412</sup> Erst 1928 heirateten die Eltern, nach der Geburt des letzten Kindes. Über ihren Vater schrieb Adolfine Schumann, dass er jähzornig war und es in seinen Wutausbrüchen oft um politische Fragen ging. Seine Ansichten zur Politik wären ihr jedoch immer fremd geblieben, da er mit ihr nie darüber sprach.<sup>413</sup> Eine prägende Persönlichkeit in ihrer Kindheit war Frau Dr. Elisabeth Moscovics, die die Familie oft besuchte und von der Schumann sagte, dass dank dieser Familie die Kindheit schön war, weil die Kinder zu Weihnachten große Körbe mit Kleidung und Spielzeug bekamen. Adolfine Schumann bezeichnete sie als eine der ersten emanzipierten Frauen Wiens. 1931 entschied sich Adolfine Schumann trotz eines Vorzugszeugnisses gegen einen weiteren Bildungsweg, denn „wo hätte ich studieren können? Es gab bei uns zuhause kein ruhiges Eckchen für Schreibarbeiten.“<sup>414</sup> Sie wollte ihrem Vater nicht länger auf der Tasche liegen und fand eine Lehrstelle im ersten Bezirk bei „Altmann und Kühne“ auf der Kärtnerstraße; ihr Lohn betrug 60 Schilling im Monat.

1932, als ihr jüngster Bruder fünf Jahre alt war, starb die Mutter und das Leben wurde für die Familie anders; drei der Geschwister kamen ins Waisenhaus. „Wären nicht durch Vermittlung und Ausnützung der Beziehungen der Familie Moscovics die Kinder weggekommen – wir wären alle verhungert.“<sup>415</sup> Für die 17-jährige Adolfine war dies aber eine Vereinfachung ihrer Lebensumstände, zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie ein Bett für sich alleine.<sup>416</sup> 1935 ging ihre Lehrzeit zu Ende und nach drei Monaten wurde sie gekündigt. Dies kam für sie in diesem Jahr der hohen Arbeitslosigkeit einer Katastrophe gleich. Sechs Wochen nach der Kündigung fand sie aber wieder eine Stelle als Verkäuferin bei „Ash & Sons’ Nachfolger“. Sie war nun gleichberechtigt mit den Kollegen und keine Diensthilfe mehr. Schon 1934 hatte sie ihren späteren Mann Rudi kennengelernt, und wurde bald schwanger. Dazu schrieb sie:

---

<sup>412</sup> Dressel, Gert, Müller, Günter (Hrsg.). Geboren 1916. Neun Lebensbilder einer Generation (Wien, 1996) S. 220 ff.

<sup>413</sup> Ebenda, S. 224.

<sup>414</sup> Ebenda, S. 226 ff.

<sup>415</sup> Ebenda, S. 231.

<sup>416</sup> Vergleicht man hier die Biografien von Mathilde Hanzel-Hübner und Adolfine Schumann, so ist schon an Hand der Wohn- und Lebenssituation ein bedeutender Unterschied festzustellen. Hatten die Hübner-Schwester alle ein Bett für sich alleine, auch wenn sie sich ein Zimmer teilen mussten, so konnte Adolfine Schumann erst mit 17 Jahren in den Genuss eines eigenen Bettes kommen, bei dem es sich noch dazu um ein Klappbett handelte, das sie sich in der Küche aufstellte.

„Ein Kind kommt unter gar keinen Umständen in Betracht, ich wohne noch bei Vater, Rudi geht zur Schule. Wie wir damals das Geld aufbrachten und einen willigen Arzt fanden, weiß ich nicht mehr. [...] Der Arzt, den ich endlich fand, war sehr vorsichtig. Eine halbe Stunde nach dem Eingriff mußte ich seine Ordination verlassen. Rudi erwartete mich vor dem Haus. [...] Damals hätte ich Schluß gemacht, wenn ich nicht darauf angewiesen gewesen wäre, daß er mir aus der Patsche hilft.“<sup>417</sup>

1936 beendete Rudi die Textilfachschule und begab sich zur Zeit der größten Arbeitslosigkeit auf Arbeitssuche. In seiner Arbeitsstelle, die er in einer Druckerei fand, war er nicht glücklich, weil die Arbeit dort nichts mit seiner Ausbildung zu tun hatte. Bald fand er aber eine Praktikumsstelle bei der Firma „Hanf und Jute“. Er wurde jedoch 1937 zur militärischen Ausbildung in die Rossauerkaserne rekrutiert und beinahe entlassen. Weil sich aber seine militärische Ausbildung mit der Zeit des Anschlusses überschneidet und einige jüdische Angestellte die Firma verlassen mussten, hatte er doch einen sicheren Posten, als er zurückkam. Adolfine Schumann hatte bis November 1936 bei „Ash & Sons“ gearbeitet und danach eine neue Stelle bei einem Zahntechniker gefunden. In diesem Sommer machte Adolfine Schumann ihren ersten selbstfinanzierten Urlaub im Bundesland Salzburg. Sie war alleine unterwegs und verließ Wien zum ersten Mal. In Salzburg besuchte sie zwei ihrer Geschwister, erfreute sich an der Natur und besonders an den Bergen und wohnte in einem einfachen Gasthaus.

„Mit der gleichaltrigen Tochter des Wirts freundete ich mich an. Mit zwei Dorfburschen nahm sie mich zum Tanz mit und einmal jährlich zur Begrüßung eines Heimkehrertransportes. Anlässlich des Jahrestages der Ermordung von Dollfuß war eine Amnestie für politische Häftlinge erlassen worden. [...] In manchen Fenstern brannten Kerzen für Dollfuß.“<sup>418</sup>

1940 heirateten Rudi und Adolfine Schumann. Adolfine Schumann wollte zwar keine Kriegstraumung, doch ihr zukünftiger Mann bestand darauf. Während des Zweiten Weltkrieges wechselte Adolfine Schumann den Arbeitsplatz und begann als Sekretärin einer Wirtschaftsprüfergesellschaft. Sie arbeitete im Zuge dieser Tätigkeit auch in Brüssel und Tallinn. Dann nahm sie einen Posten als Sekretärin bei der „Bank der deutschen Luftfahrt“ an.<sup>419</sup> Nach Kriegsende geriet ihr Ehemann in sowjetische Kriegsgefangenschaft, kehrte aber noch im selben Jahr nach Hause zurück. 1956 wurde Adolfine Schumann von ihrem Ehemann

---

<sup>417</sup> Ebenda, S. 234.

<sup>418</sup> Ebenda, S. 235 ff.

<sup>419</sup> Ebenda, S. 261.

geschieden. Bis zu ihrer Pensionierung arbeitete sie als Sekretärin im Büro des „Zwischenstaatlichen Komitees für europäische Auswanderung.“<sup>420</sup>

## 11. Frauen auf dem Land

Frauen auf dem Land, insbesondere der Berufsstand der Bäuerin, stellten für die Frauenideologie des Ständestaates die ideale und interessanteste Lösung in Bezug auf die weibliche Erwerbstätigkeit dar, denn die Bäuerin verkörperte genau das, was man sich als Abguss der vollendeten weiblichen Beschäftigung wünschte.<sup>421</sup> Als verheiratete Frau, die als ihren Beruf und ihre Hauptaufgabe ihre Familie und ihren Wohnort und alle damit verbundenen Obliegenheiten hatte, war die Bäuerin im Allgemeinen das Vorbild, das sich besonders die katholische Frauenbewegung wünschte, denn „der Ort der Frauen [war] die Häuslichkeit“<sup>422</sup> und das Verlassen dieses Raumes und des damit verbundenen sozialen Gefüges war eben nicht angedacht. Seit Fanny Starhemberg in der KFO war, hatte sie sich stets um die Frauen auf dem Land bemüht. Sie hielt oft Reden über die Verpflichtungen der katholischen Bäuerin, und diese Frauen aus Oberösterreich machten auch einen großen Teil ihrer Anhängerschaft aus.<sup>423</sup> Die katholische Frau in der Landwirtschaft war für den Austrofaschismus eine wichtige Klientel. „Die Bauersfrau, die Landfrau [kann] sich mit Recht als Stammfrau, als Stamm-Mutter des Volkes betrachten.“<sup>424</sup> Dieser Satz aus einem Referat Fanny Starhembergs traf sehr genau die damalige Auffassung. „Die patriarchalische Hausordnung erkennt die Autorität des Vaters an und die Notwendigkeit eines auf Gehorsam beruhenden Zusammenlebens.“<sup>425</sup> Für den Bauernstand wäre es auch schwerer, sich in diesen Zeiten vor „Schädlichkeiten“, die aus den städtischen Ballungszentren auf das Land hinausgetragen würden, zu bewahren. Für die heranwachsende bäuerliche Jugend würde der regere Austausch zwischen Stadt und Land eine nicht zu unterschätzende Gefahr bergen, denn sie würde sich allzu leicht blenden lassen durch die scheinbaren Vorteile städtischen Lebens und städtischer Kultur.<sup>426</sup> „Religion, Familie, Arbeit, das sind die Hauptquellen bäuerlicher Sitte!“<sup>427</sup>

---

<sup>420</sup> Ebenda, S. 279.

<sup>421</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 256.

<sup>422</sup> Ebenda.

<sup>423</sup> Deutsch, Heidrun. Starhemberg, S. 262.

<sup>424</sup> Starhemberg, Fanny. Die katholische Frau in der Landwirtschaft, in: Frauenjahrbuch 1933 (Wien, 1933) S. 149-162, hier S. 149.

<sup>425</sup> Ebenda, S. 153.

<sup>426</sup> Ebenda, S. 150 ff.

<sup>427</sup> Ebenda, S. 153.

Mit dem Austritt aus dieser Häuslichkeit und dem Eintritt in einen eigenständigen Beruf wäre das Aufopfern für Familie und die Rolle der Mutter hintangestellt worden und genau dagegen wehrte sich die Frauenideologie des Austrofaschismus. Frauen, die unabhängig sein und damit auf eigenen Beinen stehen wollten, bewirkten den gefürchteten Verfall der Gesellschaft. Der Reiz des Bauerntums lag für propagandistische Zwecke wohl vor allen Dingen darin, dass alle diese Frauen ihre Arbeit verrichteten, nicht entlohnt werden mussten und mit ihren Tätigkeiten die bäuerliche Gesellschaft und alle dort verankerten Strukturen zusammenhielten. Eine ständische, verklarte Rückkehr zum Bauerntum, eine „Refeudalisierung“ war erstrebenswert.

„Sicherlich wäre es nur lebhaft zu wünschen und zu begrüßen, wenn sich ähnlich wie bei den Landwirten auch in anderen Teilen unseres Volkes der ständische Gedanke durchsetzen [...] und den Sieg davontragen möchte.“<sup>428</sup>

Das Regime suchte im Bauerntum so etwas Ähnliches wie Beistand. Der Bereich der Landwirtschaft und die darin verankerten Menschen sollten als Stütze des Ständestaates dem dekadenten Verfall im städtischen Gebiet entgegenhalten.<sup>429</sup> „Obwohl auch die Familie Verfallserscheinungen zeigt, ist sie auf dem Lande noch immer die wichtigste Lebensgemeinschaft.“<sup>430</sup> Darum hatten in Förderbereichen auch die Produkte aus der Landwirtschaft Vorrang, das Niveau der Preise wurde „dauerhaft hoch gehalten“<sup>431</sup> und so waren diese Produkte gegenüber den Erzeugnissen aus Gewerbebetrieben und Waren aus der Industrie bevorzugt. Es fand sich also ein agrarpolitisch wohlgesinnter Kurs, der sich jedoch auf Dauer als nicht finanzierbare Maßnahme zur Belebung der Landwirtschaft herausstellte. Die Förderungen für Milch und Milchprodukte, um nur ein Beispiel herauszugreifen, lagen bei bis zu 175 Prozent.<sup>432</sup> Zu beachten ist, dass besonders in kleinen Betrieben keine Besserung eintrat und die Subventionen für Großbetriebe von Vorteil waren, nicht aber das Klein- und Mittelbauerntum bedachten und so zwangsläufig eine konstante Verschlechterung der Lebensbedingungen eintreten musste.

---

<sup>428</sup> Miklas, Wilhelm. Hovorka, Nikolaus (Hrsg.). Bundespräsident, S. 111.

<sup>429</sup> Senft, Gerhard. Kontraktion, S. 186.

<sup>430</sup> Witt, Gustav Adolf. Bauernnot und Bauernkultur. Ergebnisse der deutschen Volksbildnertagung in Hubertendorf, nach dem derzeitigen Stand der Verhältnisse gemeinsam mit führenden Volksbildnern bearbeitet (Wien, 1932) S. 34.

<sup>431</sup> Senft, Gerhard. Kontraktion, S. 186.

<sup>432</sup> Mattl, Siegfried. Die Finanzdiktatur. Wirtschaftspolitik in Österreich 1933-1938, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 202-220, hier S. 215.

In den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts traf die Wirtschaftskrise auch die Landwirtschaft im vollen Ausmaß. „Mit der verschlechterten Ertragslage stieg die Verschuldung der Landwirtschaft, das Schrumpfen ihrer Vermögensbasis nahm immer häufiger existenzbedrohende Formen an.“<sup>433</sup> Dies wird sich, wenn auch nicht in dieser Formulierung, in den folgenden lebengeschichtlichen Aufzeichnungen widerspiegeln. Paula Sperl schreibt in ihren Lebenserinnerungen: „Auch die Bauern hatten es in den zwanziger und dreißiger Jahren nicht leicht. Ihre Produkte waren billig und schwer zu verkaufen. Viele Menschen hatten keine Arbeit und verdienten kein Geld.“<sup>434</sup> Diese in einfachen Worten dargestellte Wahrnehmung einer Magd reflektiert die oben erläuterte allgemeine Problematik, die sich auf dem Land fand. Dessen war sich auch die Regierung durchaus bewusst, denn in einer Schrift anlässlich des ersten Jahres der Regierung Schuschnigg aus 1935 aus dem Verlag des Bundespressdienstes findet sich der Hinweis auf die „seit 1925 schwer leidende Bergbauernschaft“, der die Regierung durch Erleichterung der Schuldverpflichtungen sowie durch Alpverbesserung und die Besserung der Verkehrswege und auch Verkehrsmittel zu Hilfe käme.<sup>435</sup> Diese Maßnahmen betrafen nun die Bauern gleichermaßen wie das Gesinde, denn arbeitserleichternde Schritte waren für alle Beteiligten von großer Bedeutung.

### ***11.1 Mägde***

Allgemein muss einleitend erwähnt werden, dass es für die Dienstbotinnen in der Landwirtschaft über einen langen Zeitraum hinweg nicht die besten und schon gar nicht die gerechtesten Arbeitsbedingungen gab. Diese Zustände wandelten sich auch zwischen 1934 und 1938 nicht zum Besseren. Unter dem Begriff „Gesinde“ wurden sowohl männliche als auch weibliche Dienstboten zusammengefasst, die auf einem Bauernhof ihren Dienst auf einen bestimmten Zeitraum begrenzt gegen Bezahlung verrichteten. Wichtig war dabei, dass sie alle in die einzelnen Familien integriert waren, in denen sie dienten. Das Gesinde stellte lange Zeit eine sehr große soziale Gruppe dar. Der Wechsel von einer Agrarwirtschaft zu einer Industriegesellschaft schlug sich aber auch hier in den Zahlen nieder. 1930 gab es um mehr als 100000 familienfremde Arbeitskräfte weniger in der Landwirtschaft als noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts.<sup>436</sup> Nichtsdestotrotz stellte diese Gruppe einen beträchtlichen Teil der Gesellschaft auf dem Land dar. Der wichtigste Unterschied zum Bauerntum bestand

---

<sup>433</sup> Senft, Gerhard. Kontraktion, S. 182.

<sup>434</sup> Weber, Therese (Hrsg.). Mägde. Lebenserinnerungen an die Dienstbotenzeit bei Bauern (Wien, 1985) S. 95.

<sup>435</sup> Patzelt, Julius. Ein Jahr Regierung Schuschnigg. 29. Juli 1934-29. Juli 1935 (Wien, 1935) S. 16.

<sup>436</sup> Weber, Therese (Hrsg.). Mägde, S. 28.

im Nichtvorhandensein eigenen Besitzes, was bedeutete, dass die Frauen (und Männer) von ihrer Möglichkeit zur Erwerbstätigkeit auf einem Bauernhof abhängig waren.<sup>437</sup> Theresia Edlbauer schreibt, dass sie 1936 von einem Hof in Miesenbach nach Böhmendorf wechselte, weil dort die Bäuerin schwanger war und noch dringend jemand gebraucht wurde, und sie an ihrer ehemaligen Arbeitsstätte in Miesenbach nicht gut behandelt worden war. Dieses Beispiel steht für die Besitzlosigkeit und den oftmaligen Arbeitsplatzwechsel. Theresia Edlbauer wechselte ihren Arbeitsplatz insgesamt acht Mal, blieb aber ledig.<sup>438</sup> Die Lebensgeschichte Theresia Edelbauers bildet einen Gegensatz zu den Dienstzeiten anderer Dienstboten, die sich oft nur auf einen gewissen Lebensabschnitt beschränkten. Der Austritt aus dem Dienstbotendasein war sehr oft mit einer Heirat verbunden. Heiratspartner für Mägde waren zumeist Knechte, selten konnten sie auf einen kleinen Bauernhof einheiraten.<sup>439</sup>

Für Frauen waren die Gegebenheiten besonders schwierig, da sie zumeist nicht nur die ihnen zugewiesene Arbeit verrichten mussten, sondern oft auch zu Männerarbeit herangezogen wurden. Dies traf nicht nur in Kriegszeiten zu, sondern sehr wohl auch in friedvollen Zeiten. Die Magd Anna Siebenhandel schreibt, „[d]aß Mägde Männerarbeit verrichten mußten, traf sehr oft zu, aber einen Knecht sah ich nie bei einer echten Frauenarbeit.“<sup>440</sup> Die Arbeit der Männer wurde im Allgemeinen, weil als schwieriger angesehen, auch wesentlich höher bewertet als die Tätigkeiten der Frauen. Aus diesem Grund stieg eine Frau in der Gunst des Dienstgebers, so sie im Stande war, auch Männerarbeit zu verrichten.<sup>441</sup>

Was die Arbeitszeit allgemein betraf, konnte man von weniger Arbeitspensum im Winter ausgehen. Jedoch gilt es hier, immer zu beachten, dass Frauen zusätzlich die gesamte Hausarbeit verrichteten, nachdem sie bereits Arbeit auf dem Feld und im Stall erfüllt hatten, und so ergaben sich nicht selten Arbeitstage bis zu 16 Stunden im Sommer. Waren die Männer bereits mit ihren Tätigkeiten fertig, so begann für die Frauen (das schließt die Bäuerin selbst auch mit ein) erst ihr Extrapensum nach „Feierabend“. Von freier Zeit unter der Woche konnte man generell nicht ausgehen. Als zusätzliche, typisch weibliche Tätigkeiten wurden „Brotbacken, Flicken und Nähen, Wäschewaschen, Stricken, Flachsarbeit, Spinnen, Federnschleifen, Gänserupfen [und] Butterrühren“<sup>442</sup> betrachtet. Frauen wurden (bis auf

---

<sup>437</sup> Ebenda, S. 12.

<sup>438</sup> Jacksch, Adelheid. Knechte, Mägde, Kleine Leute (Linz, 2002) S. 19 ff.

<sup>439</sup> Weber, Therese (Hrsg.). Mägde S. 22.

<sup>440</sup> Ebenda, S. 82.

<sup>441</sup> Ebenda, S. 18.

<sup>442</sup> Ebenda, S. 23.

wenige Ausnahmen) generell auch schlechter entlohnt; in den krassesten Fällen arbeiteten die Frauen nur für Kost und Logis. Die Mägde unterstanden immer der Bäuerin, während die gesamte Hierarchie am Hof als patriarchalisches System gesehen werden musste, also die Bäuerin ihrem Ehemann gehorsam zu sein hatte. Die soziale Position der Frau war auf dem Land noch viel eher als in der Stadt eine den Männern untergeordnete.

Zwischenmenschliche Beziehungen gestalteten sich für das weibliche Gesinde äußerst schwierig, denn viele Frauen litten darunter, dass ihnen von den Knechten oder auch dem Bauern selbst nachgestellt wurde.<sup>443</sup> Sexualität spielte natürlich auch eine Rolle. Es kam oft vor, dass die Mädchen beim Verlassen des Elternhauses keinerlei Aufklärung erhalten hatten und so erst im Dienst zwangsläufig aufgeklärt wurden, weil mehrere Dienstbotinnen häufig in einem Raum schlafen mussten und sie so nicht umhinkamen, das Sexualleben ihrer Mitbewohnerinnen mitzubekommen. Voreheliche Beziehungen waren keine Seltenheit, woraus auch viele ungeplante und ungewollte Schwangerschaften resultierten. Die Schuld an den Schwangerschaften wurde stets den Frauen zugewiesen.<sup>444</sup> Es kam so auch mehrmals zu Fehlgeburten und folgeschweren gesundheitlichen Schäden für die Frauen, denn sie mussten weiterarbeiten wie bisher. Hatten Mägde keinen eigenen Besitz, so durften sie oft auch nicht heiraten, wenn sie nicht auf einen Bauernhof einheirateten. Flora Gappmaier schrieb dazu: „Ohne Haus durfte niemand heiraten, denn die Gemeinde hatte Angst, es würde einmal alles ihr zur Last fallen.“<sup>445</sup>

Darüber hinaus gab es für Frauen, die in den „Gesindedienst“ gedrängt wurden, kaum die Wahlmöglichkeit eines anderen Berufes, im Gegensatz zu Männern, die manchmal nach einigen Jahren im „Gesindedienst“ noch ein Handwerk erlernen konnten. Frauen waren auch in ihrer Handlungsfreiheit extrem eingeschränkt, weil der Dienstgeber (entweder der Bauer oder die Bäuerin) auch über die ohnehin schon karge Freizeit mitbestimmen durfte. So war es beispielsweise notwendig, sich eine Erlaubnis einzuholen, wollte man als Frau das Haus oder den Grund verlassen. Auch innerhalb der Dienstboten herrschte eine rigide Rangordnung.

---

<sup>443</sup> Ebenda, S. 24.

<sup>444</sup> Ebenda, S. 25.

<sup>445</sup> Bauer, Kurt (Hrsg.). Bauernleben. Vom alten Leben auf dem Land (Wien/Köln/Weimar, 2005) S. 34.

## 11.2 Bäuerinnen

Das Gesinde jedoch hatte nicht das Potential, das zur Stützung des Regimes notwendig war. Infolgedessen wandten sich die Frauenorganisationen dann doch, wenn aus dem städtischen Bereich hinausgehend, an die dem weiblichen Gesinde übergestellten Bäuerinnen.

„Der Bauersfrau kommt eine hohe, bedeutungsvolle Stellung im Volksleben zu, auch sie hat eine gottgewollte Mission zu erfüllen, die ihr schon von Natur aus, vermöge ihrer Herkunft zusteht, sie ist die geborene Hüterin der geliebten Heimaterde, die Wahrerin der alterwürdigen Volkstraditionen, sie pflegt die heilige Flamme am heimischen Herd, die niemals verlöschen darf, sie ist die Hüterin des christlichen Familien-Ideals und der schönsten Auffassung der Mutterschaft, die Trägerin der ländlichen Kultur, die Wahrerin der alten Sitten und Gebräuche<sup>446</sup>[.]“

Das Leben der Bäuerinnen war vor allem dadurch charakterisiert, dass es zwischen dem Arbeitsleben und dem Familienbereich keine Trennung gab. Die Eingliederung in die täglichen Arbeitsprozesse am Hof war selbstverständlich und unabdingbar. Der Zuständigkeitsbereich der Bäuerin war, wie der des weiblichen Gesindes, mehr der Innenbereich. Männliche Arbeit war auch im ländlichen Bereich außerhäuslich, während der weibliche Tätigkeitsbereich sich auf den Innenbereich konzentrierte. In der Regel wurde Männer- und Frauenarbeit streng getrennt. Die Bäuerin war zuständig für Kinderbetreuung und -erziehung, Haushaltsführung, Brotbacken, Wäsche, Kleidung und Reinigungsarbeiten, Pflanzenanbau (Flachs, Kraut, Mohn), Weiterverarbeitung von Flachs, Stallarbeit, Versorgung der Tiere, Milchwirtschaft, Verarbeitung der tierischen Produkte und auch Verantwortung für die ihr unterstellten Diensthilfen, an welche die Bäuerin je nach Hofgröße Arbeiten delegieren musste.<sup>447</sup> Rosa Gappmaier berichtete, dass sie regelmäßig für 16 und mehr Leute zu kochen hatte.<sup>448</sup> Dass diese Arbeit nur einen kleinen Teil des Tagwerks ausmachte, wurde weiter nicht erwähnt, da es selbstverständlich war.

Zu den mit weiblichen Attributen versehenen Innenarbeitsbereichen kamen die saisonbedingten außerhäuslichen Arbeitsbereiche während der Ernte, der Lese, des Heumachens, und generell aller anfallenden Arbeit, die von den Männern nicht allein

---

<sup>446</sup> Starhemberg, Fanny. Die katholische Frau, S. 151 ff.

<sup>447</sup> Passrigger, Barbara. Hartes Brot. Aus dem Leben einer Bergbäuerin (Wien/Köln/Weimar, 1989) S. 174.

<sup>448</sup> Bauer, Kurt (Hrsg.). Bauernleben, S. 55.

bewältigt werden konnte. Zu dieser wurden die Frauen zusätzlich herangezogen.<sup>449</sup> Dass zu diesen Zeiten die Kinderbetreuung kaum möglich war, hatte zur Folge, dass oft andere Bezugspersonen die Betreuung übernehmen mussten. Dies wurde häufig von den Großmüttern erledigt. Dieses generationenüberschreitende Zusammenleben barg ein zusätzliches Konfliktpotential, innerfamiliäre, speziell generationsbedingte Konflikte, aber auch Konflikte zwischen Gesinde und Bäuerin waren nicht immer lösbar.

### ***11.3 Maria Gremel***

Maria Gremel wurde am 19. Dezember 1901 in der Buckligen Welt geboren und hatte einen älteren Bruder. In ihrer Kindheit hatte sie einen schweren Unfall, als sie sich einen Fuß verbrühte und daraufhin, ohne je einen Arzt aufgesucht zu haben, von Februar bis Oktober liegen musste. Danach musste sie das Gehen zum zweiten Mal erlernen. Sie verbrachte ihre Kindheit hauptsächlich mit ihrem älteren Bruder, da die Eltern beide viel arbeiteten und der Vater oft auch über mehrere Monate abwesend war. „So lief ich meist hinter meinem Bruder her.“<sup>450</sup> Als sie die zweite Klasse besuchte, verbrachte sie dieses Schuljahr bei ihrer Tante, die dritte Klasse machte sie dann in Kirchsschlag. Dort hatten ihre Eltern inzwischen eine eigene Wohnung bekommen. „Nun dieses dritte Schuljahr ging zu Ende, ich will mich zugleich verabschieden, nicht nur von der Schule, auch von meiner Kindheit war es der Abschied [...]“<sup>451</sup>

Zu Beginn der Ferien 1911 sagten die Eltern Maria, dass sie nun in den Dienst gehen müsse. Damals mussten alle Kinder von armen Leuten in ein Dienstverhältnis bei einem Bauern eintreten. Die Bäuerin, die Maria aufnahm, war eine Freundin ihrer Mutter. 1916 musste sie zu Neujahr ihre Dienststelle verlassen, um eine Lehre als Schneiderin anzutreten, die sie aber nur von Neujahr bis Ostern ausüben konnte und dann gemeinsam mit ihrem Vater ihre pflegebedürftige Mutter betreuen musste. Nach deren Tod musste der Vater wieder arbeiten gehen, um die Schulden tilgen zu können. Auch Maria kehrte in ihre vormalige Dienststelle zurück. Was sie nicht wusste, war, dass ihre Eltern bereits mit einem anderen Bauern ein Dienstverhältnis für die Tochter vereinbart hatten. Sie aber blieb bei ihrem ersten Arbeitgeber; auch zu Ende des Ersten Weltkriegs war sie noch dort und wartete auf den jüngsten Bauernsohn, Karl. Beide hatten Interesse daran, zu heiraten, doch da Karl nicht derjenige war,

---

<sup>449</sup> Scheuringer, Rosa (Hrsg.). Bäuerinnen erzählen. Vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden. (Wien/Köln/Weimar, 2007) S. 19.

<sup>450</sup> Gremel, Maria. Mit neun Jahren in den Dienst. Mein Leben im Stübl und am Bauernhof. 1900-1930 (Wien, 1983) S. 32.

<sup>451</sup> Ebenda, S. 155.

der den Hof erben würde, und Maria dem Gesinde angehörte, wussten beide, dass sich ihre Zukunft auch nach Kriegsende schwierig gestalten würde. Trotzdem beobachtete Maria Veränderungen:

„Zur Zeit nach dem Kriege hatten die Sozialdemokraten die Macht in der Hand. [...] Die Parteien schossen wie Schwammerln aus dem Boden. Bei sovielen Parteien konnte sich die rote Regierung nicht lange halten. Im Bauernstand achtete man nicht auf das politische Leben, aber neu war doch alles und vom Leben vor dem Kriege ganz verschieden. So mancher intelligente Knecht hatte die Hoffnung, daß er nicht immer Knecht bleiben müßte, sondern sich weiterbilden könnte und sich ein Heim gründen würde. So traten viele in die Gewerkschaft ein. All das war neu, aber von den Bauern nicht gern gesehen.“<sup>452</sup>

1919 wurde Maria Gremel schwanger und musste auf ihrem Hof die Beschimpfungen und Ächtungen der Familie hinnehmen, weil sie als ledige Magd ein Kind bekam, obwohl es vom Sohn der Familie war. „Bei einer Ledigen sagte man nur, recht geschieht ihr, wenn sie es recht schwer hat, wenigstens merkt sie sich’s.“<sup>453</sup> 1920 wurde ihr erster Sohn Felix geboren; 1922 heiratete sie dann, doch für die beiden änderte sich nicht viel, außer dass das Kind nun einen offiziellen Vater hatte. Sie blieben beide am Hof und waren nach wie vor im Dienstrang von Knecht und Magd. Die Familie sah Maria zwar noch immer nicht als ebenbürtig an, aber sie musste sich nun nicht mehr schämen, da sie am Sonntag mit Mann und Sohn zur Kirche gehen konnte.<sup>454</sup> 1924 kam das zweite Kind, Maria.

1927 verließ die Familie dann den Hof und übersiedelte nach Groß-Enzersdorf, wo ihr Mann einen Posten als Hilfsarbeiter in der Versuchswirtschaft der Hochschule für Bodenkultur annahm, wo auch Maria Gremel mitarbeitete. „Wie war das alles anders als in der Buckligen Welt [!]“<sup>455</sup> Die nunmehrige Nähe zur Stadt brachte die Familie auch näher an die politischen Ereignisse. Ihr Mann erlebte den Brand des Justizpalastes 1927, weil er mit einer Gemüsefuhr zum Naschmarkt unterwegs war. Auch die Umstände der Zeit hatten Einfluss auf die Arbeitsverhältnisse. „Wir Frauen hatten ja im Winter oft lange Zeit keine Arbeit.“ In Groß-Enzersdorf kam dann auch das dritte Kind, Hermann, zur Welt. Danach verlor Maria Gremel zwei Kinder während der Schwangerschaft. 1931 nahm ihr Mann eine Stelle in einer Molkerei an, und die Familie zog abermals um. „In diesen Jahren wurde die Arbeitslosigkeit

---

<sup>452</sup> Ebenda, S. 247.

<sup>453</sup> Ebenda, S. 253.

<sup>454</sup> Ebenda, S. 279.

<sup>455</sup> Gremel, Maria. Vom Land zur Stadt. Lebenserinnerungen 1930 bis 1950 (Wien, 1991) S. 13.

immer größer“, ihr Mann verlor seine Stelle bei der Molkerei auf Grund eines Krankenstandes, der nicht bewilligt wurde. So suchte sich Maria Gremel Arbeit, um die Familie durchbringen zu können, doch nach einigen Monaten wurde ihr Mann zurück in die Molkerei geholt, weil einer der Kutscher erkrankt war. Sie schrieb darüber:

„Vater saß immer noch daheim und tat nichts. [...] Mein Mann war ein Bauernsohn, die hatten eine ganz andere Mentalität. [...] Sie waren nicht gewohnt, selbst zu denken, die Arbeit wurde morgens nach dem Frühstück jedem zugewiesen, und essen ging man zum Tisch. Man kümmerte sich nicht, wo das Essen herkommt. [...] Ein Mann kümmerte sich auf dem Bauernhof nicht um die Kinder, das war Sache der Bäuerin. Er konnte ja das gar nicht bedenken, daß die Kinder zu essen brauchten und was anzuziehen. Damit hatte er nichts zu tun. Er hatte nie gelernt, ein eigenes Familienleben der Selbsterhaltung zu führen. [...] All das mußte ich bedenken, als ich die Familie erhalten mußte. [...] Wir standen im Jahr 1934, wir alle erlebten viel Gutes und Schönes.<sup>456</sup>

Im selben Jahr im März starb Maria Gremels Vater. Als sie am 12. Februar 1934 von ihrem letzten Besuch bei ihm zurück nach Wien kam, empfand sie die Stadt als sehr finster. Ein Polizist wies sie darauf hin, dass das Standrecht gelten würde, und sich niemand nach acht Uhr auf der Straße befinden dürfe. Unter schwierigen Umständen gelangte sie schließlich bis zur Stadtgrenze und zurück nach Groß-Enzersdorf. Am nächsten Tag berichtete sie, dass die Menschen überall auf den Straßen umherstanden, um etwas über die Umstände des Bürgerkriegs zu erfahren. Nur wenn aus der Stadt jemand herauskam, erfuhr man etwas über die momentane Lage. Die Kinder mussten nicht zur Schule gehen, und der Schutzbund und die Heimwehr kämpften, Bruder gegen Bruder. Die Regierung setzte sich dann durch, wie sie weiter schrieb. Die nun folgende Zeit schilderte sie als sehr unruhig. „Die einen gehörten zu den Roten, die anderen zu den Schwarzen. [...] Am 25. Juli 1934 wurde am Ballhausplatz Bundeskanzler Dollfuß erschossen.“ Das Jahr 1934 war also für Maria Gremel ein Jahr voller Ereignisse. 1935 kam ihr viertes Kind, Walter, auf die Welt und ihr ältester Sohn Felix fand trotz hoher Arbeitslosigkeit eine Lehrstelle. Der zweite Sohn Hermann machte die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium in Hollabrunn und wurde auch genommen, was den Eltern wiederum Geldsorgen bereitete, doch Maria Gremel fand auch dafür einen Ausweg. Sie ging zusätzlich in der Molkerei Kannenwaschen, um ihrem Sohn die Ausbildung zu ermöglichen. 1937 zog die Familie wieder um und erlebte 1938 den Anschluss. 1939 bekam

---

<sup>456</sup> Ebenda, S. 37 ff.

Maria Gremel ihren fünften Sohn, Gerhard, der aber an einer Lungenentzündung starb.<sup>457</sup> Sie entschied sich dann, ein Pflegekind mit Namen Leopold aus einem Kinderheim zu sich zu nehmen. Dieses wurde aber auch krank und musste von der Stadt auf einen Pflegeplatz auf dem Land wechseln. Danach nahm sie ein Mädchen in Pflege, dessen Mutter verstorben war und dessen Vater im Krieg war. Als der Vater zurückkehrte, ging das Pflegekind zurück zu ihm. 1941 bekam Maria Gremel ihr sechstes Kind, Ernst, und ihr ältester Sohn heiratete. „Wie wir alle dann die nächsten vierzig Jahre und darüber hinaus verlebten, ist ein anderes Kapitel.“<sup>458</sup> Maria Gremel starb am 19. Februar 1991.

Maria Gremels Biografie ist nun auf Grund mehrerer Aspekte außergewöhnlich und interessant. Zum einen zeigt sie auf, wie durch eine Verschiebung von Land zu Stadt eine größere politische Wahrnehmung entstand und wie zunehmend politische Ereignisse in die biografischen Aufzeichnungen einfließen. Zum anderen ist der erste Band „Mit neun Jahren in den Dienst“ der erste Band der lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Bis dahin herrschte die Auffassung, dass Alltagsgeschichten beziehungsweise Biografien „einfacher Leute“ nicht auf sehr großes Interesse stoßen würden und auch für die Wissenschaft nicht interessant wären. Des Weiteren ist das Leben Maria Gremels interessant, weil sie aus dem Gesindedienst in die Selbstständigkeit ging und das in einer Zeit, in der dies, besonders auf Grund der politischen Bedingungen, nicht gern gesehen war. Sie verließ gemeinsam mit ihrem Mann den ländlichen Bereich, ihre Heimat und die ihr vertraute Umgebung und erweiterte ihren Horizont, blieb jedoch ihrem Geburtsort immer eng verbunden.

#### ***11.4 Katharina Gassler***

Katharina Gassler wurde am 7. März 1915 als jüngeres von zwei Kindern in eine Weinbauerfamilie geboren. Sie wuchs im südlichen Weinviertel in Hautzendorf auf und schilderte in ihren Aufzeichnungen den bäuerlichen Arbeitsalltag über den gesamten Jahreskreis hinweg detailgetreu. Dass daneben für andere Dinge des Lebens nicht viel Zeit übrig bleiben konnte, erklärt sich hier von selbst.

Um vier Uhr morgens standen die Frauen bei Katharina Gassler als erste auf und gingen zuallererst in den Stall. Während hier der Vater das Pferd fütterte, kümmerten sich Mutter und

---

<sup>457</sup> Ebenda, S. 70.

<sup>458</sup> Ebenda, S. 102.

Tochter gemeinsam um die Kühe. Zuerst wurden die Kühe gefüttert und anschließend gemolken, danach wurde ausgemistet. Hinterher ging man zur Schweinefütterung über. Danach, zwischen halb sechs und sechs Uhr früh musste Katharina mit der Frischmilch zur Milchammer gehen.<sup>459</sup> Diese Tätigkeit empfand Katharina Gassler als schönste Tätigkeit des Tagesablaufes, weil sich dort die Jugend traf und es immer viel zu lachen gab. Die Milchammer war eine zentrale Sammelstelle im Ort. Zurück von der Milchammer musste sie wieder im Stall kontrollieren, ob alles in Ordnung war. Nach der Stallarbeit gab es dann erst Frühstück. „Zu dem Häferl Kaffee gab es ein Stück schwarzes, selbstgebackenes Brot.“<sup>460</sup> Dann begann das Bestellen der Felder und die Arbeit im Wald. Katharinas Mutter ging zumeist gegen zehn Uhr vormittags nachhause, um das Mittagessen zu kochen. Nach dem Essen mussten wiederum die Tiere versorgt werden, danach ging es wieder an die außerhäusliche Arbeit. Abends musste dann zum dritten Mal die Stallarbeit verrichtet werden.

Für die Äcker war generell der Vater zuständig, Mutter und Tochter erledigten Arbeiten im Weingarten.<sup>461</sup> Da Katharina Gasslers Familie eher klein war, mussten die Frauen nicht nur die Arbeit im Haus verrichten, sondern wurden klarerweise auch für die eigentlich den Männern zufallenden Arbeiten eingeteilt. Bei schlechtem Wetter wurde die Arbeitskleidung genäht, ausgebessert und gestopft. Im Sommer wurde durch den Verkauf von Waren am Wiener Naschmarkt, zu dem die Familie einmal wöchentlich fuhr, zusätzliches Einkommen geschaffen.<sup>462</sup>

„Heim kamen wir meistens um acht bis zehn Uhr Vormittag, und es ging ohne Schlafen gleich wieder an die Arbeit. Ich kann mich noch gut erinnern, dass ich bis zur Erntezeit jede Woche 60 bis 100 Schilling heimbrachte, das war in den Dreißigerjahren viel Geld. Es hing auch sehr viel Arbeit dran. [...] Um das Jahr 1937 haben wir die Kartoffeln dann mit dem Pflug ausgeackert. Es ging doch schneller als mit der Haue.“<sup>463</sup>

Im Jahr 1940 heiratete Katharina Gassler und übernahm zusammen mit ihrem Mann den Hof der Eltern. Zwei Kinder entstammen dieser Ehe. Sie führte den erlernten Weinbau sowie Ackerbau fort, 1968 übernahm der Sohn den Betrieb. Katharina Gassler lebensgeschichtliche Aufzeichnungen über den Tages- und Jahresarbeitsablauf zeigen sehr schön, dass auf Grund

---

<sup>459</sup> Scheuringer, Rosa (Hrsg.). Bäuerinnen, S. 240.

<sup>460</sup> Ebenda.

<sup>461</sup> Ebenda, S. 242.

<sup>462</sup> Ebenda, S. 244.

<sup>463</sup> Ebenda, S. 245.

der Dichte und Fülle an Arbeit oft kein Platz für die intensive Beschäftigung mit der Bundespolitik war.

Generell ist zur Politisierung und zu politischen Zäsuren auf dem Land zu sagen, dass hier große oder einschneidende Ereignisse sehr wohl wahrgenommen wurden, dass aber eine spezielle Veränderung der Struktur von der Republik zum austrofaschistischen Ständestaat nicht als so einschneidend empfunden wurde. Die Nichtbeschäftigung mit Politik mochte - abgesehen von der kurzen Periode der Zeit - daran gelegen haben, dass sich Dollfuß als Kanzler behauptete und sich so für die Menschen grundlegend keine Änderungen an der Staatsspitze ergaben, aber auch, dass im ländlichen Bereich die in der Stadt vorhandene Arbeitslosigkeit einen nicht so hohen Stellenwert einnehmen konnte, denn die Arbeit auf einem Bauernhof beziehungsweise in einem ländlichen Betrieb nahm nicht ab. Einzig der Absatz der Produkte veränderte sich zum Negativen. Das Regime hatte aber selbst nicht die notwendigen Lösungsansätze parat. Der Austrofaschismus konnte also auf dem Land nicht das Interesse erwecken, das erforderlich gewesen wäre, um die Bevölkerung hinreichend für die neue Politik zu mobilisieren. Der Einmarsch Hitlers 1938 oder der Kriegsbeginn später stellten im ländlichen biografischen Bereich wesentlich tiefere Einschnitte dar. Maria R. schrieb: „Im März 1938 kam der Hitler.“<sup>464</sup> Margareta Seitlberger hielt fest: „Es war der letzte Winter, von 1937 auf 1938, den wir noch in Ruhe erleben konnten.“<sup>465</sup> Anna Neubauer notierte: „Es war Anfang März, und es hatte sich herumgesprochen, dass bald der Hitler in Österreich einmarschieren wird.“<sup>466</sup> Maria Schneider schrieb: „Ich war 19 Jahre alt, als der Krieg begann.“<sup>467</sup> Austrofaschismus im ländlichen Bereich fiel also im Gegensatz zum städtischen Bereich klar ab und konnte sich hier noch weniger etablieren und kaum bis gar nicht durchgreifen.

## 12. Thesenreflexion, Schlusswort und Ausblick

Die Ausgangsthesen haben sich im Arbeitsprozess als richtig erwiesen. Besonders auffallend ist, dass die Errungenschaften der Frauenbewegung zu einem Stillstand gelangen mussten. Im städtischen Bereich stellte sich lediglich bei der Gruppe der Künstlerinnen eine nicht so starke

---

<sup>464</sup> Kreuztragen. Drei Frauenleben (Wien/Köln/Graz, 1984) S. 82.

<sup>465</sup> Seitlberger, Margareta. Erlebtes und Erlauschtes. Erinnerungen der Altbäuerin Margareta Seitlberger (Hofstetten, 2003) S. 20.

<sup>466</sup> Ledige Mütter erzählen. Von Liebe, Krieg, Armut und anderen Umständen (Wien/Köln/Weimar, 2008) S. 112.

<sup>467</sup> Scheuringer, Rosa (Hrsg.). Bäuerinnen, S. 255.

Betroffenheit ein. Die Frauen im ländlichen Raum hatten sich auf Grund ihrer Arbeitsbelastung im Betrieb und der Familie mit anderen Problemen auseinandersetzen als mit der aktuellen politischen Situation.

Von 1934 bis 1938 fehlte die Zeit, ein System zu (er)schaffen, das von Bestand hätte sein können. In diesem kurzen Aufleben der neuen Gesinnung war es vor allem nicht möglich, Frauen so stark einzubinden, dass es ihnen möglich gewesen wäre, sich vollständig mit dem gewollten Frauenbild zu identifizieren, vor allem in der Stadt. Auf dem Land ging, allgemein gesprochen, die Ideologie eher verloren oder keimte gar nicht auf, weil dort immer andere Dinge Prioritäten hatten und sich von vornherein ein rückschrittlicheres Frauenbild als in der Stadt konstatiert hatte.

„Die Zerstörung der parlamentarischen Demokratie führte zum ersten massiven Einbruch in der Geschichte der Frauenbewegung, die bis dahin als linearer Aufstieg zu immer mehr Freiheit und Selbstverwirklichung erlebt worden war.“<sup>468</sup>

Anstatt sich rückschrittlich zu betätigen, hätte man wohl besser daran getan, Frauen nicht als soziale Menschen auszunutzen und ihnen Bildung und Unterstützung in jedweden Bereichen zukommen zu lassen. Es liegt immer im Interesse der Allgemeinheit, wenn Frauen nicht nur zuhause sind und sich einzig um ihre Kinder und den Haushalt kümmern, sondern, im Gegenteil, möglichst viel von allen außerhäuslichen Angeboten Gebrauch machen können, um so ihren Horizont erweitern zu können und nicht daran gebunden sein zu müssen, ihre Tätigkeiten auf ein häusliches Umfeld zu beschränken. Das soll nun nicht bedeuten, dass Frauen, so sie dies (in welcher Zeitperiode auch immer) wollen, einem sogenannten Brotberuf nachgehen müssen. Wenn sie sich für eine bestimmte Lebensweise entscheiden, so muss ihnen dies zugestanden werden, nur müssen ihnen von ihren Grundrechten alle Möglichkeiten gegeben werden, und es darf auf keinen Fall propagiert werden, dass Frauen ohne Bezahlung sozial engagiert sein müssen.

Eine Krise der Frauenbewegung, wie sie sich in den 30er Jahren fand, sollte Frauen immer zu denken geben und ihnen bewusst machen, dass es keine Unterschiede in den Rechten zur Erwerbstätigkeit gegenüber Männern geben darf, denn dies würde eine eindeutige Einschränkung in den Entfaltungsmöglichkeiten jeder einzelnen Frau bedeuten, und dagegen muss immerzu angekämpft werden. Einen rückschrittlichen Männerstaat, in dem Frauen nur

---

<sup>468</sup> Bandhauer-Schöffmann, Irene. Männerstaat, S. 277.

eine untergeordnete und hauptsächlich von Männern bestimmte Rolle zu Teil wird, gab es in Österreich bis 1938 zur Zeit des Ständestaates. Zu solchen Ansätzen darf es nicht mehr kommen, auch wenn im Hier und Heute aus dem bürgerlich-konservativen Lager von Zeit zu Zeit Rufe nach rückschrittlicher und gegen Frauen gerichteter Politik laut werden.

Natürlich sind die Rückschritte nicht nur auf Frauen bezogen zu finden, sondern, wie in allen Belangen, im gesamtgesellschaftlichen Kontext und auch aus der Zeit heraus zu sehen. Es fällt aus heutiger Sicht zumeist schwer, die Lebenssituation der Frauen aus der Zeit heraus zu betrachten. Kritik zu üben ist zwar einfach, aber gleichzeitig zu versuchen zu verstehen, wie es damals war und wie man selbst gedacht und gehandelt hätte, ist kaum möglich. Am Beispiel der Lehrerin Mathilde Hanzel-Hübner zeigt sich jedoch, dass ein fortschrittliches Denken in den Köpfen mancher Frauen verankert war und dass der Zugang zu Bildung und das Recht auf Arbeit ein fortwährend wichtiges Anliegen war. Nichtsdestotrotz wurde durch die Ideologie des Austrofaschismus die Rückschrittlichkeit in Frauenfragen im System gefestigt. Dass dies unter anderem unter der Argumentation für eine positive Arbeitspolitik geschah, darf nicht als Rechtfertigung herangezogen werden für eine Verordnung wie die der Doppelverdiener.

Jede einzelne der Frauengestalten, deren Leben kurz in meiner Diplomarbeit beschrieben wird, wäre es wert, sich wesentlich eingehender mit ihr zu beschäftigen. Alleine schon die Reden Alma Motkos oder Fanny Starhembergs böten in einer Analyse eine unglaublich breite Diskussionsgrundlage. Eine engere Korrespondenz mit der Enkelin Ella Schapiras würde wohl genug Stoff liefern für eine weitere Arbeit. Mathilde Hanzel-Hübner ist bereits Objekt mehrerer Forschungsprojekte, und ihr Nachlass böte ebenfalls eine endlose Fülle an Material. Besonders spannend an ihrer Biografie fand ich die unmittelbare Betroffenheit durch die Politik des Austrofaschismus. Hilde Spiel, Adelheid Popp, Amalie Seidel und diesen entgegenstehend Leopoldine Miklas waren für mich besonders reizvolle Biografien. Auch wenn nun nicht alle in der Arbeit erwähnten Frauen nochmals angeführt wurden, so sind sie doch alle auf ihre Art interessant. Jede hat spannende Lebensinhalte vorzuweisen, einer möglicherweise ansprechender als der andere. So unterschiedlich die Lebensgeschichten auch sein mögen, deren Entstehung auch aus verschiedenen Perspektiven zu verschiedenen Zeitpunkten herrührt, so deutlich sagen sie doch eines aus: Jede Frau hat ihren eigenen Weg beschritten, gehemmt, gefördert oder nicht einmal tangiert durch das austrofaschistische System. Eines haben sie alle gemeinsam. Sie lebten und arbeiteten zur Zeit des

Austrofaschismus in Österreich. Wie sich ihre Arbeit gestaltete und welche Tätigkeiten sie ausführten, bezahlt oder unbezahlt, war bei jeder Frau individuell anders. Menschlich gesehen, waren es die Frauen, die in den meisten Belangen dem schwächelnden Staat den Rücken stärkten. Ohne das soziale Engagement aller Frauen, egal welcher politischen Überzeugung, Herkunft oder Religion, wäre auch im Austrofaschismus sehr vieles zusammengebrochen, weil (so wie heute auch noch) ohne die zumeist stillschweigend verrichteten Tätigkeiten der Frauen das Staatssystem nicht funktioniert hätte. Eine Mischung aus sozialem Engagement, das sich mit der Berufstätigkeit und der Emanzipation vereinbaren lässt, hätte also im Austrofaschismus bedeutend bessere Karten gehabt als die rückschrittlichen Ideen, die verbreitet wurden.

Speziell zu den nicht verbotenen, im karitativen Bereich tätig gewesenen Frauen gilt es abschließend zu sagen, dass ohne ihre Arbeit, ihren Fleiß und ihre Ideale vielen Menschen bestimmt nicht die Hilfe zu Teil geworden wäre, die es durch diese Verbindungen gab. Trotzdem darf nicht außer Acht gelassen werden, dass Frauen durch diese Tätigkeiten und diese Hingabe im sozialen Bereich auf eine Schiene reduziert wurden. Man sprach ihnen ab, dass sie auch noch für andere Berufe geeignet wären. Es mochte Frauen gegeben haben, denen dies genügte, und die vollends darin aufgingen. Dennoch fehlten in dieser Zeit die Möglichkeiten, den Frauen einzuräumen, auch in einem anderen, bezahlten Berufsfeld zu arbeiten und nicht in einer einzigen Tätigkeit, die auf vorgebeteten, sogenannten weiblichen Eigenschaften beruhte, aufgehen zu müssen.

Sozialdemokratisch gesinnte Frauen durften ihre politischen Ideale nicht mehr offiziell äußern, was eine Erniedrigung der Frauenwelt als Konsequenz nach sich zog. Eine Reduktion auf eine Ebene verheißt nichts Gutes und sollte Frauen wie Männern zu denken geben. Gleichberechtigung und Wahlmöglichkeit in allen Bereichen muss die Devise bleiben. Frauen müssen in allen Lebensbereichen der Kultur, Gesellschaft und des Staates die gleichen Chancen haben wie Männer. Freiheit und Gleichheit aller Menschen sollen die oberste Maxime sein, und ebendiese gab es im Austrofaschismus nicht. Positive Aspekte, die zuvor bereits erwähnt wurden, gab es mit Sicherheit auch, trotzdem ist immer zu befürworten, Frauen nicht einzuschränken und ihnen auch nicht zu vermitteln, sei dies nun durch Gesetzgebung oder durch die herrschende Staatsideologie, dass ihre Arbeit, unabhängig davon, wie sich ihre Tätigkeit gestaltet, auch nur in irgendeiner Weise weniger Wert ist, als das, was Männer schaffen.

Als Reflexion auf den Titel meiner Arbeit bleibt also zu sagen, dass der Rückschritt im Austrofaschismus sicherlich keinem Stillstand gleichzusetzen war, denn beinahe alles, was an Idealen gesetzt wurde, war rückwärtsgewandt. Dass mit dem Jahr 1938 und dem Ende des Austrofaschismus keinerlei Verbesserung eintrat, ist ein anderes Thema. Eine Fortschrittlichkeit im Austrofaschismus, die Frauenfrage betreffend, festzustellen, ist von einem heutigen feministischen Standpunkt aus betrachtet kaum möglich. Dass aber die Wandlung, die sich in den Jahren 1934 bis 1938 vollzog, sich definitiv nicht nur vom heutigen Standpunkt feministischer Konzeption als kritikwürdig erweist, zeigen die zeitgenössischen Dokumente der Zeit, wie zum Beispiel die Kritik an der Doppelverdienerverordnung. Aus dem damaligen Kontext betrachtet war die Rückkehr zu einem extrem konservativen Wertebild sicherlich auch eine Art Sicherheitsdenken. Die Rechte, die sich die Frauen hart erkämpft hatten, wurden ihnen zum Teil wieder genommen. Dennoch ist zu betonen, dass Menschenrechte immer wieder hart erkämpft werden müssen und Frauen auf aller Welt sich ihre Rechte nicht nehmen lassen dürfen. Im Gegenteil, sie sollen ihre Forderungen nicht verstummen lassen und an die geltenden Standards angleichen.

Als Ausblick bleibt mir abschließend nur hinzuzufügen, dass das Arbeiten mit so vielen verschiedenen Frauengestalten der Zwischenkriegszeit und des Austrofaschismus mir als Historikerin wesentliche Dinge vor Augen geführt hat. Die Beschäftigung mit (Auto)Biografien, also sowohl mit lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen als auch mit „normalen“ Biografien beherbergt eine endlose Fülle an spannendem Material. Dass diese Biografien immer in Zusammenhang mit einem zeitgeschichtlichen Überblick verwendet werden müssen, versteht sich von selbst. In der Arbeit habe ich sehr viele wörtliche Zitate aus der Zeit übernommen, um die Frauen selbst und mit ihren eigenen Worten sprechen zu lassen. Daraus ergab sich bei mir oft eine Betroffenheit, die die Vertiefung in die Thematik in allen Punkten erforderlich machen würde.

Parallelen zur Gegenwart werden sich immer finden, denn das macht Geschichte ja auch aus. Nora Gregor und ihr Ehemann ließen sich wunderbar für Vergleiche heranziehen mit der heutigen Medienwelt, Politikern und deren Privatleben heute. Aber auch die Biografien der „einfachen“ Menschen aus den lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen bergen ein sehr breites Spektrum an Themen. Jeder Inhalt kann packend sein, man muss ihn nur entsprechend aufbereiten. Durch die berühmten „Geschichtln“, die man in den Stunden erzählt und die die

Schülerinnen und Schüler oft mehr interessieren als Herrschergeschichte und der herkömmliche Frontalunterricht, gelingt es hoffentlich, einen Zugang zur Geschichte zu schaffen. Hier weiter zu forschen und vielleicht auch gemeinsam mit Schülerinnen und Schülern an Projekten zu arbeiten, erscheint mir als ertragreichster Ausblick.

## 13. Bibliographie

Gedruckte Quellen:

- 20 Jahre Katholische Frauenorganisation für Oberösterreich 1914-1934. (Linz, 1934).
- Albrich, Thomas. Vom Vorurteil zum Pogrom: Antisemitismus von Schönerer bis Hitler, in: Steininger, Rolf, Gehler, Michael (Hrsg.). Österreich im 20. Jahrhundert. Ein Studienbuch in zwei Bänden. Von der Monarchie bis zum Zweiten Weltkrieg Band 1 (Wien, 1997) S. 309-367.
- Arbeitsdienst. Ein Blatt der Jungen. Verein freiwilliger Arbeitsdienst FAD. 1. Jahr, Folge 2; Mai 1934 (Wien, 1934).
- Ardelt, Rudolf, G., Huber, Wolfgang J.A., Staudinger, Anton (Hrsg.). Unterdrückung und Emanzipation: Festschrift für Erika Weinzierl. Zum 60. Geburtstag (Wien, Salzburg, 1985).
- Austriacus, Viator. Unser Bundespräsident. (Wien/Leipzig, 1929).
- Bandhauer-Schöffmann, Irene. Das große Mutteropfer. Muttertagsfeiern im „christlichen Ständestaat“, in: Boesch, Alexander, Leuchtenmüller-Bolognese, Birgit und Knack, Hartwig (Hrsg.). Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung. Museum für Volkskunde (Wien, 2001) S. 61-70.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene. Der „Christliche Ständestaat“ als Männerstaat? Frauen- und Geschlechterpolitik im Austrofaschismus, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 254-280.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene. Gottgewollte Geschlechterdifferenzen, in: Lehmann, Brigitte (Hrsg.). Dass die Frau zur Frau erzogen wird. Frauenpolitik und Ständestaat (Wien, 2008) S. 15-61.
- Bärnthaler, Irmgard. Die Vaterländische Front. Geschichte und Organisation. (Wien/Frankfurt/Zürich, 1971).
- Bauer, Kurt (Hrsg.). Bauernleben. Vom alten Leben auf dem Land. (Wien/Köln/Weimar, 2005).
- Bechtel, Beatrix. Emmy Freundlich, in: Prost, Edith (Hrsg.). „Die Partei hat mich nie enttäuscht...“Österreichische Sozialdemokratinnen. (Wien, 1989) S. 89-132.

- Bernold, Monika, Gehmacher, Johanna. Auto/Biographie und Frauenfrage. Tagebücher, Briefwechsel, Politische Schriften von Mathilde Hanzel-Hübner (1884-1970). (Wien/Köln/Weimar, 2003).
- Birk, Bernhard. Kanzler Schuschnigg. Ein Bild des Führers (Wien, 1934).
- Birk, Bernhard. Herma von Schuschnigg (Innsbruck/Wien/München, 1935).
- Boesch, Alexander. Das Muttertagsreden. Einführung in den Muttertag und das Muttertagsreden des politischen Katholizismus in Österreich, in: Boesch, Alexander, Leuchtenmüller-Bolognese Birgit, Knack, Hartwig (Hrsg.). Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung. Museum für Volkskunde (Wien, 2001) S. 27-53.
- Boesch, Alexander, Leuchtenmüller-Bolognese, Birgit und Knack, Hartwig (Hrsg.). Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung. Museum für Volkskunde (Wien, 2001).
- Boschek, Anna. Aus vergangenen Tagen, in: Popp, Adelheid (Hrsg.). Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung (Wien, 1912) S. 89-102.
- Boschek, Anna. Frauenarbeit und Gewerkschaften (Wien, 1929).
- Bruckmüller, Ernst (Hrsg.). Österreich Lexikon in drei Bänden. Band I. (Wien, 2004).
- Bundesgesetzblatt 1933, Nummer 174.
- Dachs, Herbert. Das Frauenbild in der Schule des Austrofaschismus, in: Ardelt, Rudolf, G., Huber, Wolfgang J.A., Staudinger, Anton (Hrsg.). Unterdrückung und Emanzipation: Festschrift für Erika Weinzierl. Zum 60. Geburtstag (Wien, Salzburg, 1985) S. 83-99
- Dachs, Herbert. Schule und Politik. Die politische Erziehung an den österreichischen Schulen 1918-1938. (Wien, 1982).
- Das Tagebuch der Hausfrau. Ein Hausfrauenkalender und Haushaltungsverrechnungsbuch. Ein Wegweiser für Hausfrauen und Mütter. 1936. Redigiert von Gisela Urban (Wien, 1936).
- Deutsch, Heidrun. Franziska Fürstin Starhemberg. Eine Biographie. Dissertation (Wien, 1968).
- Devetak, Igor (Hrsg.). Nora Gregor. L'imperfezione della bellezza. (Gorizia, 2005)
- Dollfuß, Engelbert. Das neue Österreich. Rede, gehalten auf dem Wiener Trabrennplatz beim ersten Generalappell der Vaterländischen Front am 11. September 1933 (Wien, 1933).
- Dollfuß, Eva. Mein Vater: Hitlers erstes Opfer. (Wien, 1994).

- Dressel, Gert, Müller, Günter (Hrsg.). Geboren 1916. Neun Lebensbilder einer Generation (Wien, 1996).
- Drobesh, Werner, Stauber, Reinhard, Tropper, Peter G. (Hrsg.). Mensch, Staat und Kirchen zwischen Alpen und Adria 1848-1938. Einblicke in Religion, Politik, Kultur und Wirtschaft einer Übergangszeit (Klagenfurt, Laibach, Wien, 2007).
- Ein Jahr Schuschnigg. Dokumente einer Diktatur. Mit einem Vorwort von Sir Walter Citrine (Brüssel, 1935).
- Enderle-Burcel, Gertrude. Christlich-Ständisch-Autoritär. Mandatare im Ständestaat 1934-1938. (Wien, 1991).
- Ennsmann, Brigitte. Frauenpolitik und Frauenarbeit im Austrofaschismus. Diplomarbeit (Wien, 1993).
- Filz, Angelika. Realismen, Feminismen und Fantastische Tiere. Positionen und Tendenzen im Werk der Malerin Greta Freist (1904-1993). Diplomarbeit (Wien, 2003).
- Forsthuber, Sabine, Plakolm, Leonhard. Zur Selbstdarstellung und Bildersprache der Greta Freist, in: Freist, Greta. Niederösterreichisches Landesmuseum März bis April 1991. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums 275 (Wien, 1991).
- Frauenjahrbuch 1933 (Wien, 1933).
- Frauenjahrbuch 1934 (Wien, 1934).
- Frauenjahrbuch 1935 (Wien, 1935).
- Freist, Greta. Niederösterreichisches Landesmuseum März bis April 1991. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums 275 (Wien, 1991).
- Freist, Greta: Gottfried Goebel, in: Janda, Martin, Rössl, Joachim: Gottfried Goebel. 1906-1975. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums Neue Folge (Wien, 1987)
- Freundlich, Emmy. Die industrielle Arbeit der Frau im Kriege (Wien, Leipzig, 1918).
- Freundlich, Emmy. Lehrjahre in der Heimat, in: Popp, Adelheid (Hrsg.). Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung (Wien, 1912) S. 146-152.
- Garscha, Winfried R. Nationalsozialisten in Österreich 1933-1938, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 100- 120.
- Goldinger, Walter. Wilhelm Miklas. 1872-1956. (Wien, 1982) in Weissensteiner, Friedrich (Hrsg.). Die österreichischen Bundespräsidenten. Leben und Werk. Seite 82-120.

- Gremel, Maria. Mit neun Jahren in den Dienst. Mein Leben im Stübl und am Bauernhof. 1900-1930 (Wien, 1983).
- Gremel, Maria. Vom Land zur Stadt. Lebenserinnerungen 1930 bis 1950 (Wien, 1991).
- Gunther, John. The lost city. A novel of pre-war Vienna. (London, 1964).
- Hammerl, Josef, Keller, Franz (Hrsg.). Der freiwillige Arbeitsdienst in Österreich (Wien, 1933).
- Hanisch, Ernst. „Christlicher Ständestaat“ und autoritäre/faschistische Systeme, in: Drobesh, Werner, Stauber, Reinhard, Tropper, Peter G. (Hrsg.). Mensch, Staat und Kirchen zwischen Alpen und Adria 1848-1938. Einblicke in Religion, Politik, Kultur und Wirtschaft einer Übergangszeit (Klagenfurt, Laibach, Wien, 2007). S.177-181.
- Hanisch, Ernst. Der Politische Katholizismus als ideologischer Träger des „Austrofaschismus“, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 68-86.
- Hanisch, Ernst. Österreichische Geschichte 1890-1990. Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert (Wien, 2005).
- Harasek, Anneliese. Bundespräsident Wilhelm Miklas. Dissertation. (Wien, 1967).
- Hart und Zart. Frauenleben 1920-1970 (Berlin, 1990).
- Hauch, Gabriella. Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919-1933. (Wien, 1995).
- Hecht, Dieter J. Jüdische Frauen im Austrofaschismus, in: Lehmann, Brigitte (Hrsg.). Dass die Frau zur Frau erzogen wird. Frauenpolitik und Ständestaat (Wien, 2008) S. 153-170.
- Hopfgartner, Anton. Kurt Schuschnigg. Ein Mann gegen Hitler. (Graz/Wien/Köln, 1989).
- Jacksch, Adelheid. Knechte, Mägde, Kleine Leute. (Linz, 2002).
- Jahoda, Marie, Lazarsfeld, Paul F., und Zeisel, Hans. Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. (Allensbach/ Bonn, 1975).
- Janda, Martin, Rössl, Joachim: Gottfried Goebel. 1906-1975. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums Neue Folge (Wien, 1987).
- Königseder, Angelika. Antisemitismus 1933-1938, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 54-65.

- Köpl, Regina. Adelheid Popp. Seite 5- 44. in Probst, Edith (Hrsg.). „Die Partei hat mich nie enttäuscht...“Österreichische Sozialdemokratinnen. (Wien, 1989).
- Krag, Helen Liesl. „Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft.“ (Wien, 1988).
- Kreuztragen. Drei Frauenleben (Wien/Köln/Graz, 1984).
- Laqueur, Walter. Faschismus. Gestern Heute Morgen. (Berlin, 1997).
- Ledige Mütter erzählen. Von Liebe, Krieg, Armut und anderen Umständen (Wien/Köln/Weimar, 2008).
- Lehmann, Brigitte (Hrsg.). Dass die Frau zur Frau erzogen wird. Frauenpolitik und Ständestaat. (Wien, 2008).
- Lehner, Oskar. Österreichische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte mit Grundzügen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. (Linz, 2002).
- Lengauer-Lösch, Andrea. Anna Boschek. Die liederliche Dirne aus Wien, in: Probst, Edith (Hrsg.). „Die Partei hat mich nie enttäuscht...“Österreichische Sozialdemokratinnen (Wien, 1989) S. 45-86.
- Leser, Norbert. Werk und Widerhall. Große Gestalten des österreichischen Sozialismus (Wien, 1964).
- Maderegger, Sylvia. Die Juden im österreichischen Ständestaat 1934 – 1938. (Wien/Salzburg, 1973).
- Matzl, Siegfried. Die Finanzdiktatur. Wirtschaftspolitik in Österreich 1933-1938, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 202-220.
- Mautner Markhof, Georg J. E.: Major Emil Fey. Heimwehrführer zwischen Bürgerkrieg, Dollfuß-Mord und Anschluss (Graz, 2004).
- Melinz, Gerhard. Fürsorgepolitik(en), in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 238-252.
- Miklas, Wilhelm. Hovorka, Nikolaus (Hrsg.). Der Bundespräsident spricht. Von Österreichs Wesensart und Sendung (Wien, 1934).
- Motzko, Alma. Leben Welt und Gott (Wien, 1972).
- Motzko, Alma. Weg der Frau zu Recht und Geltung (Wien, 1959).
- Neumair, Josef. Wilhelm Miklas. Der österreichische Bundespräsident. (Wien, 1932).
- Neunzig, Hans A. Was Hilde Spiels Nachlaß erzählt, in: Neunzig, Hans A., Schramm, Ingrid (Hrsg.). Hilde Spiel. Weltbürgerin der Literatur (Wien, 1999) Seite 5-9.
- Neunzig, Hans A., und Schramm, Ingrid (Hrsg.). Hilde Spiel. Weltbürgerin der Literatur (Wien, 1999).

- Oswald, Franz: Die Stellung von Major a. D. Emil Fey in der Politik der ersten Republik und des Ständestaates. Dissertation. (Wien, 1964).
- Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1935 (Wien, 1935).
- Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1936 (Wien, 1936).
- Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1937 (Wien, 1937).
- Österreichischer Frauennotdienst Almanach 1938 (Wien, 1938).
- Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950. I. Band (Graz/Köln, 1957).
- Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950. II Band (Graz/Köln, 1959).
- Passruggger, Barbara. Hartes Brot. Aus dem Leben einer Bergbäuerin. (Wien/Köln/Weimar, 1989).
- Patzelt, Julius. Ein Jahr Regierung Schuschnigg. 29. Juli 1934-29. Juli 1935 (Wien, 1935).
- Pawlik, Gabriele. Amalie Seidel. Die Lysistrate der Arbeiterinnen. Seite 223-252 in Prost, Edith (Hrsg.). „Die Partei hat mich nie enttäuscht...“Österreichische Sozialdemokratinnen. (Wien, 1989).
- Payne, Stanley. Geschichte des Faschismus. Aufstieg und Fall einer europäischen Bewegung (Wien, 2006).
- Pelinka, Anton. Christliche Arbeiterbewegung und Austrofaschismus, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 88-97.
- Plechl, Pia Maria. Alma Motzko – Persönlichkeit, Leben, Werk, in: Motzko, Alma. Leben Welt und Gott (Wien, 1972) S. 7-13.
- Popp, Adelheid. Der Weg zur Höhe. Die sozialdemokratische Frauenbewegung Österreichs. Ihr Aufbau, ihre Entwicklung und ihr Aufstieg. (Wien, 1929).
- Popp, Adelheid (Hrsg.). Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung (Wien, 1912).
- Popp, Adelheid. Jugend einer Arbeiterin (Wien, 1978).
- Proft, Gabriele. Adelheid Popp. Seite 297- 305 in Leser, Norbert. Werk und Widerhall. Große Gestalten des österreichischen Sozialismus (Wien, 1964).
- Prost, Edith (Hrsg.). „Die Partei hat mich nie enttäuscht...“Österreichische Sozialdemokratinnen. (Wien, 1989).
- Reich-Ranicki, Marcel. Über Hilde Spiel (München, 1998).
- Reiter, Cornelia. Der Hagenbund. Refugium und Plattform der Moderne, in: Zwischen den Kriegen. Österreichische Künstler 1918-1938 (Wien 2007).

- Richter, Annette. Emmy Freundlich, in: Leser, Norbert. Werk und Widerhall. Große Gestalten des österreichischen Sozialismus (Wien, 1964) S. 159-167.
- Rieger, Erwin. Fürstin Fanny Starhemberg. Das Lebensbild einer österreichischen Frau. (Wien, 1935).
- Rössl, Joachim. Wien-Paris und nicht retour, in: Janda, Martin, Rössl, Joachim. Gottfried Goebel. 1906-1975. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums Neue Folge (Wien, 1987).
- Scharmitzer, Egon Laurenz. Kurt von Schuschnigg: „Für Österreich und gegen Hitler“. Diplomarbeit (Wien, 2000).
- Scheidl, Hans Werner. Ein Putsch statt Hanteln, Reck und Barren, in: Die Presse (25. 7. 2009).
- Scheuringer, Rosa (Hrsg.). Bäuerinnen erzählen. Vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden. (Wien/Köln/Weimar, 2007).
- Schramm, Ingrid. Welche Welt war ihre Welt? Ein literarisches Leben zwischen hellen und finsternen Zeiten, in: Neunzig, Hans A., Schramm, Ingrid (Hrsg.). Hilde Spiel. Weltbürgerin der Literatur (Wien, 1999) S. 9-22.
- Schütz, Hans J. Einleitung zu Adelheid Popp. Jugend einer Arbeiterin Seite 7-17. in Popp, Adelheid. Jugend einer Arbeiterin (Wien 1978).
- Schuschnigg, Kurt von. Ein Requiem in Rot-Weiss-Rot. Aufzeichnungen des Häftlings Dr. Auster. (Zürich, 1946).
- Schuschnigg, Kurt. Ein Requiem in Rot-Weiss-Rot. (Wien, 1978).
- Seidl, Amalie. Der erste Arbeiterinnenstreik in Wien. Seite 66-69, in: Popp, Adelheid (Hrsg.). Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung (Wien, 1912).
- Seidlberger, Margareta. Erlebtes und Erlauschtes. Erinnerungen der Altbäuerin Margareta Seidlberger. (Hofstetten, 2003).
- Seitz, Emma. Amalie Seidel. Seite 374-380 in Leser, Norbert. Werk und Widerhall. Große Gestalten des österreichischen Sozialismus (Wien, 1964).
- Seliger, Maren. Führerprinzip und berufsständische Vertretung auf kommunaler Ebene? Am Beispiel Wien., in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 162-178.
- Senft, Gerhard. Anpassung durch Kontraktion. Österreichs Wirtschaft in den dreißiger Jahren, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 182-199.
- Sheridon, R.K. Kurt von Schuschnigg. A Tribute. (London, 1942).

- Spiel, Hilde. Die hellen und die finsternen Zeiten. Erinnerungen 1911-1946 (München, 1989).
- Starhemberg, Ernst Rüdiger. Die Erinnerungen. (Wien, 1991).
- Starhemberg, Fanny. Die katholische Frau in der Landwirtschaft, in: Frauenjahrbuch 1933 (Wien, 1933) S. 149-162.
- Starhemberg, Fanny. Zum Geleite. 20 Jahre Katholische Frauenorganisation für Oberösterreich 1914-1934. (Linz, 1934).
- Starhemberg, Franziska. Frauenarbeit in der Vaterländischen Front, in „Die Vaterländische Front“, Mitteilungsblatt der Vaterländischen Front (1935) zitiert in Deutsch, Heidrun. Franziska Fürstin Starhemberg. Eine Biographie. Dissertation (Wien, 1968)
- Starhemberg, Heinrich. Meine Eltern und ich. In: Ernst Rüdiger Starhemberg. Die Erinnerungen. (Wien, 1991). Seite 310-328.
- Staudinger, Anton. Austrofaschistische „Österreich“-Ideologie, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 28-52.
- Steininger, Rolf, Gehler, Michael (Hrsg.). Österreich im 20. Jahrhundert. Ein Studienbuch in zwei Bänden. Von der Monarchie bis zum Zweiten Weltkrieg Band 1 (Wien, 1997).
- Steinmetzer, Georg (Hrsg.). Lisel Salzer. Ein Künstlerleben zwischen Wien und Seattle. (Wien, 2003).
- Streibel, Robert (Hrsg.). Eugenie Schwarzwald und ihr Kreis. (Wien, 1996).
- Strohmayer, Maria. Vom weiblichen Arbeitsdienst. (Wien, 1934).
- Talós, Emmerich. Sozialpolitik im Austrofaschismus, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 223-235.
- Talós, Emmerich, Manoschek, Walter. Aspekte der politischen Struktur des Austrofaschismus: (Verfassungs-) Rechtlicher Rahmen – politische Wirklichkeit – Akteure, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 124-160.
- Talós, Emmerich, Manoschek, Walter. Zum Konstituierungsprozeß des Austrofaschismus, in: Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005) S. 6-25.

- Talós, Emmerich, Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.). Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur (Wien, 2005).
- Walterskirchen, Gudula. Engelbert Dollfuß. Arbeitermörder oder Heldenkanzler. (Wien, 2004).
- Walterskirchen, Gudula. Starhemberg oder Die Spuren der „30er Jahre“ (Wien, 2002).
- Weber, Therese (Hg.). Mägede. Lebenserinnerungen an die Dienstbotenzeit bei Bauern. (Wien, 1985).
- Weinberger, Wilhelm. Der freiwillige Arbeitsdienst in Österreich. 1932-1938. Eine staatliche Maßnahme zur Arbeitsbeschaffung. Diplomarbeit (Wien, 1987).
- Weissensteiner, Friedrich (Hrsg.). Die österreichischen Bundespräsidenten. Leben und Werk (Wien 1982).
- Wiesinger-Stock, Sandra. Hilde Spiel. Ein Leben ohne Heimat? (Wien, 1996).
- Witt, Gustav Adolf. Bauernnot und Bauernkultur. Ergebnisse der deutschen Volksbildnertagung in Hubertendorf, nach dem derzeitigen Stand der Verhältnisse gemeinsam mit führenden Volksbildnern bearbeitet. (Wien, 1932).
- Wolff, Lutz-Werner. Heimito von Doderer (Reinbek bei Hamburg, 1996).
- Wolfring, Mina. Ratgeber für Mütter. Einfache Anleitungen zur richtigen Säuglings- und Kinderpflege. (Wien, 1935).
- Wolfring, Mina. Ratgeber für Mütter. Einfache Anleitungen zur richtigen Säuglings- und Kinderpflege. (Wien, 1936).
- Zaunbauer, Alois. Reden österreichischer Staatsmänner (Miklas, Seipel, Dollfuß, Schuschnigg) (Wien, 1935).
- Zwischen den Kriegen. Österreichische Künstler 1918-1938 (Wien 2007).

## **Abstract**

Diese Diplomarbeit beschäftigt sich mit der Situation der Frauen zur Zeit des Austrofaschismus. Ein kurzer historischer Überblick bildet die Einleitung zu den Ideen, Gesetzen und Verordnungen dieser Zeit, die das Leben der Frauen erheblich beeinflussten. Durch die neu entstandene Ideologie ergaben sich verschiedene Änderungen. Näher beleuchtet werden fünf Organisationen, die speziell auf die weibliche Bevölkerungsgruppe ausgerichtet waren und an den katholischen Sozialgedanken der Frauen appellierten. Eine ausgewählte Anzahl an Lebensgeschichten von Frauen aus den unterschiedlichsten Bereichen unterstreicht den Stillstand und Rückschritt, der die Frauenbewegung traf. Frauen traten wieder in den Hintergrund, da das patriarchalische System ihre Handlungsspielräume im politischen und öffentlichen Leben einschränkte, um zu einer männerdominierten Staatsform zurückzukehren. Obwohl dieser Zeitraum in der österreichischen Geschichte sehr kurz ist und in der Historiografie nach wie vor stark ausgeklammert wird, hatte er durch die versuchte Indoktrinierung eine prägende Auswirkung auf die eben erst errungene sich emanzipierende Lebensführung der Frauen.

## **Curriculum Vitae**

Christine Schaunig, geboren am 9. Mai 1983

1989-1993 Volksschule Baden, Pfarrplatz

1993-2001 BG Baden, Neusprachlicher Zweig

Matura 2001, BG Baden, Frauengasse

ab 2001 Studium der Geschichte und Anglistik für Lehramt an der Universität Wien